Austriaca

Hermann Bahr

Digitized by Google

408795-79

Digitized by Google

Rudolf K. Kommer
a. Cz.

JM 945 A. 1

Digitized by Google

Digitized by Google

Hermann Bahr:

Austriaca

1911

S. Fischer, Verlag, Berlin

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1911 S. Fischer, Verlag, Berlin.

Digitized by Google

Inhalt

Austriaca 9
Graf Aehrenthal . . . 122
Hochverrat in Agram . 136
Prozeß Friedjung . . . 146
Freie Schule 168
Johann Orth 179
Girardi 192

Digitized by Google

Austriaca

1

Lueger ist geheimer Rat worden. Das ist ein historischer Moment. Denn es bedeutet: der Greißler ist Exzellenz geworden. Die Wiener Situation von 1890 war: die Verlassenheit des Greißlers. Unsere alten Liberalen, immer volksscheu, mit dem österreichischen Wesen unbekannt, nur vom Gehirn lebende Leute, die nichts als eine schöne kleine Sammlung von Gedanken hatten, aus dem Westen importierten Gedanken, mit welchen sie nun alles zu bestreiten meinten, waren unfähig, irgend ein Bedürfnis zu verstehen, das sie nicht in dem allgemeinen Schema der bürgerlichen Doktrin verzeichnet fanden. Sie hatten keine Ahnung, daß dieses österreichische Leben, seit Jahrhunderten abgewendet von Europa, sich nun nicht einfach über den Kamm der westlichen Entwicklungen scheren ließ. Das Volk, in seiner Vorliebe für große, klare Vereinfachungen, nannte sie deshalb: Advokaten. Sie vergalten es ihm, indem sie verächtlich sagten: Diese Greißler! Und statt, wie die klugen Franzosen den épicier zu radikalisieren, wodurch er nicht intelligenter, aber der Intelligenz dienstbar wird, ließen sie es darauf ankommen, daß der Zank zwischen den Advokaten und den Greißlern öffentlich ausbrach, wobei der Ausgang von vornherein nicht zweifelhaft sein konnte, da doch der Greißler immerhin ein Stück wirk-

Digitized by Google

liches Leben, eine Realität ist, während der Advokat aus Rhetorik besteht. Und jetzt begab es sich, daß einer von den Advokaten, der junge Doktor Karl Lueger, innerlich ganz ein Advokat wie die andern, nur gescheiter, beweglicher und mit einer vorstädtischeren Rhetorik, auf den Einfall geriet, den unbefriedigten Greißler für seinen lauernden Ehrgeiz auszunützen. Zunächst geschah ihm, was später bald im Großen geschah: es zeigte sich, daß der Greißler stärker war als der Advokat, der Bauch stärker als das Hirn, und der junge Advokat wurde mit Haut und Haaren vom Greißler verschluckt, Lueger wurde assimiliert. Er hatte gedacht, sie zu seinen Trabanten zu machen, aber sie machten ihren Trompeter aus ihm. Und als nun dieser Trompeter blies, kamen alle gierig herbei, die seit Jahren den Advokaten nicht mehr trauten. Der Hausherr vom Grund und der Kaufmann von der Ecke und der kleine Fabrikant, nervös geworden, immer nur von tönenden Ideen zu hören, statt von ihren brennenden Sorgen, kamen und boten sich dem Greißler an, denn der Greißler war wenigstens eine Wirklichkeit, und dies empfanden alle dumpf in ihrer Not, daß es galt, ihre Wirklichkeit durchzusetzen und doch endlich einmal sozusagen erst auf die Welt zu kommen. Es war ein Aufstand der Wirklichkeit, dies darf man ja nicht verkennen; das Bedürfnis der kleinen Leute machte den Mund auf, das war der Lueger. Wäre er es geblieben, wäre er dabei geblieben, die Wirklichkeiten, die er hinter sich hatte, mit dem fröhlichen Mut

Digitized by Google

seiner Jugend, mit seiner ungemeinen Begabung für den kleinen Kampf im Wirtshaus und auf der Gasse, mit seinen guten Ohren für die so beweglichen Launen der Wiener zu führen, wäre er der Greißler geblieben, zu dem er sich resolut gemacht hatte, er wäre heute noch der Herr von Wien, den er jetzt, mit ängstlich zitternden Späßen, nur noch mühsam mimt. Aber es zeigte sich, er hatte doch den Greißler bloß gespielt, aus dem nun, in den Stunden der Entscheidung, wieder der kleine Advokat mit seinem dürftigen Ehrgeize kroch. Es zeigte sich, daß er selbst doch ganz ebenso unwirklich war wie jene alten Liberalen damals. Dies zeigte sich: in seinem Verhältnis zum Hof, in seinem Verhältnis zur Macht, in seinem Verhältnis zu den Arbeitern. Zu den Arbeitern steht er genau so wie jene alten Liberalen damals zum Greißler. Er sieht überall nur bösen Willen, hält alle für verhetzt und verführt und glaubt, wenn er die Wahlen fälscht und nur im Augenblick ein paar Stimmen fängt, durch solche kleine Ränke der alten Taktik die Weltgeschichte abzusperren und auszudrehen. Und genau wie jenen alten Liberalen gilt auch ihm längst die Macht weit weniger als ihr Schein. Nur vor allem sich mächtig zu zeigen, mit der goldenen Kette geschmückt, der Held rauschender Feste, von schwärmenden Frauen umdrängt und in der Tat schon einem kleinen Potentaten gleich, der überall seinen Namen in goldenen Lettern, sein Bild bekränzt findet, dem mit fürstlichen Ehren gehuldigt wird, den der

Digitized by Google

Jubel der Gasse wie das freundliche Nicken der Großen, von Prälaten, Ministern und Erzherzogen, überall empfängt, ist ihm das Höchste. Und für diesen Schein, in dem er schwelgt, hat er Stück für Stück von seiner wirklichen Macht hergegeben, bis es soweit ist, daß er jetzt schon seinen eigenen Leuten lächerlich wird und sich am Ende jetzt von wirklich Ehrgeizigen, denen es darum zu tun ist, zu herrschen, nicht zu glänzen — um das Gefühl und um die Wirkungen der Macht, nicht um ihren leeren Schein — ungeduldig weggeschoben und um seinen Lohn betrogen sieht. Und er, der noch vor zehn Jahren der Schrecken der Hofburg war, steht jetzt mit submissen Bücklingen da, auch darin jenen alten Liberalen gleich, die es auch immer vorzogen, Freiheiten und Rechte devot im Gnadenwege zu erwarten. Und so hat man endlich jetzt auch oben eingesehen, daß er ja doch garnicht anders ist als die anderen auch, und daß er auch nichts anderes will als alle, nämlich halt ein kleines gutes Platzerl für sich an der Sonne; wenn man das nur schon vor zehn Jahren gewußt hätte, hätte man sich gegenseitig manchen Verdruß erspart! Immerhin ist man ganz froh und macht gern dem alten Herrn eine Freude, und so wird er Geheimer Rat, die wirklich Ehrgeizigen gönnen es ihm, ihnen schadets ja nicht, und boshaft schmunzeln in den Ministerien die schlauen, alten Hofräte: Man hat in ihm die ganze Partei gekrönt, es ist sozusagen ein Symbol, denn in ihm ist der Greißler jetzt Exzellenz geworden. — Was mag sich nur unser alter Kaiser

Digitized by Google

manchmal denken! Er hat in seinem langen Leben so viele trotzig aufrechte Männer des Volks gesehen. Und immer kommt dann ein Tag, da geht die Türe weit auf, und der Volksmann erscheint, um sich zu bedanken, und lallt vor Rührung, nun auch Exzellenz zu sein.

Der Herr Baron Aehrenthal mag, wenn er ein bißchen Anlage zu philosophischen Betrachtungen über das Wesen der Menschen hat, jetzt zuweilen sehr heiter sein. Es ist noch keine drei Monate her, daß er mit Bismarck verglichen wurde. Der österreichische Bismarck hieß er. Er muß sich selbst gewundert haben, wie schnell man das wird. Und jetzt kann er es von allen Bierbänken schallen hören, in unserem geliebten Wienerisch: Der Herr soll z' Haus bleib'n, wann er nix kann! Und irgendwo stand neulich gar zu lesen, jeder Attachee hätte das besser gemacht. Besser als der Bismarck vom Oktober. Mobilium turba Quiritium, mag er denken, wofern er im Zitieren so tüchtig ist wie der deutsche Kollege. Nun, ich weiß nicht, ob er ein Bismarck ist, ich kenne den Attachee nicht, der ihn ersetzen soll, ich kann es abwarten. In aller Ruhe muß ich aber doch sagen, als gelassener Zuschauer: Hier ist jedenfalls einmal einer in Österreich, der den Mut hat, an Österreich zu glauben oder doch so zu tun, wozu auch schon Mut gehört! Die schlimme Gewohnheit unserer Staatsmänner, gleich zu erschrecken, wenn es je notwendig scheint, irgend etwas zu tun, hat er offenbar nicht. Er hat Vertrauen, in sich selbst und in sein Land,

Digitized by Google

er hat Ehrgeiz, für sich selbst und für sein Land, und es scheint fast, als hätte er einen Willen. Einen Willen haben wir in Österreich lange nicht gespürt, bei den sogenannten Staatsmännern. Darin scheint er fast irgendwie mit unserer neuen Generation entfernt verwandt zu sein, irgendwie von weiten. Das Grundgefühl unserer neuen Generation in Österreich: ihre Verwunderung und Empörung, warum denn der Österreicher ausgeschlossen von Europa sein soll, dem er sich doch geistig und wirtschaftlich zugehörig weiß, ihre Leidenschaft, zu beweisen, daß wir auch noch da sind, ihre Bitterkeit und Scham, wenn uns zugemutet wird, überall zurückzustehen, immer nur an den Türen der anderen zu horchen und höchstens einmal, wie's der Deutsche Kaiser genannt hat, brav „sekundieren“ zu dürfen, dieses Grundgefühl der Generation, die sich das allgemeine Wahlrecht ertrotzt hat, scheint auch in ihm zu sein. Das glauben manche, die seit Jahren ungeduldig nach einer Politik des Mutes, und wär's bis zum Hochmut, nach einer Politik, die nicht mehr immer nur hinter den anderen herläuft, nach einer eigenen Politik verlangt, in ihm zu spüren, und haben so eine vage Neigung für ihn bereit, die freilich, wieder enttäuscht, arg umschlagen kann, da auch in jenen Österreichern, die sich aufgerafft haben, wieder zu hoffen und an sich zu glauben, doch der alte Hang zum Zweifel, zum Spott, zum Argwohn immer noch lauert. Ob er enttäuschen wird? Ob es ihm glückt? Dabei kommt's wohl nicht bloß auf ihn an.

Digitized by Google

Seine Freunde sagen ihm die Kraft zu, eine österreichische Politik im großen zu versuchen. Nehmen wir an, er wäre der Mann dazu. Dann bleibt noch immer die Frage: Hat er auch die Mittel dazu? Nehmen wir an, einer wäre ein großer Stratege, was hilft's ihm, wenn er kein Heer hat? Das Heer aber, das einer braucht, um eine österreichische Politik im großen zu versuchen, ist eine moderne Verwaltung und eine moderne Diplomatie. Die muß er sich schaffen, weil wir sie nicht haben, weder eine Verwaltung, die fähig wäre, die Bedingungen unserer Landwirtschaft, unserer Industrie, unseres Handels und ihre Bedürfnisse und ihre Sorgen zu kennen und also zu wissen, was jede Maßregel der äußeren Politik im Innern ergeben wird, wie sie auf den Markt wirkt, ob sie die Wirklichkeiten der arbeitenden Menschen stärken oder schwächen wird, noch eine Diplomatie, die fähig wäre, ihm die Stimmungen der Völker, ihren wirklichen Willen und also ihr notwendiges Verhalten zu unseren Zwecken der Wahrheit gemäß zu berichten. Es zeigt sich ja schon jetzt in der bosnischen und der serbischen Angelegenheit, daß er weder die Wirkungen seiner Politik auf unseren Markt, noch die Stimmungen der anderen Staaten vorausgesehen hat. Er ist falsch informiert gewesen. Er wird nie wahr informiert sein, solange er sich nicht eine neue Verwaltung und eine neue Diplomatie schafft. Unsere Verwaltung ist die schlechteste und unsere Diplomatie ist die dümmste. Unsere Verwaltung besteht aus näselnden Herren mit lan-

Digitized by Google

gen Nasen und hohen Stiefeln, die auf die Jagd gehen und, wenn sie am achtzehnten August den Toast auf den Kaiser gehalten haben, einen Urlaub nehmen müssen, um sich von der geistigen Anstrengung zu erholen; es sind gute Menschen, die Ruhe brauchen. Unsere Diplomatie besteht aus Tänzern, Tennisspielern und Sherlock-Holmes-lesern, die in jedem Lande die Hotels und die Bordelle kennen, eine Amerikanerin heiraten wollen und nie gelernt haben, mit einem wirklichen Menschen zu verkehren und eine wirkliche Meinung anzuhören. In Konstantinopel sitzt ein Markgraf, als ob er auf dem Monde säße; jedes kleine Handlungshaus hätte einen solchen Kommis schon weggejagt. Jeder Pariser Korrespondent einer Wiener Zeitung weiß von Frankreich mehr als unser Botschafter dort, der alles erst aus der „Neuen Freien Presse" erfährt, aber nicht die Gabe hat, sie wenigstens richtig zu lesen. Und so konnte es geschehen, daß Aehrenthal sich in seinem Kalkül auf den deutschen Freund verließ; keiner unserer diplomatischen Kundschafter hat ihn gewarnt, daß der deutsche Freund froh sein muß, sich der eigenen Nöten zu erwehren, und es, wenn wir sein Schwert anrufen, bei einigen artigen Versicherungen angestammter Sympathie bewenden lassen wird. Jeder österreichische Reporter in Berlin, jeder Wiener Volontär bei einer Berliner Bank, und wer von uns nur je zwei Wochen in einem Berliner Café saß, hätte ihm das sagen können. Jetzt aber hat er es und soll mitten darin auf einmal die Politik des Reichs

Digitized by Google

nun plötzlich, wie man's nennt, anders orientieren: nach der englischen Seite hin. Wie will er sich da, so lange wir hier ohne Verwaltung, draußen ohne Diplomatie sind, einer Politik im großen vermessen, aus dem Leeren, ins Blaue?

Und wie soll es ihm gelingen, sich den Apparat, den er braucht, zu schaffen, eine Verwaltung und eine Diplomatie, solange diese doch für unseren Adel reserviert sind, der es als sein historisches Recht ausspricht, von Staats wegen versorgt und ausgehalten zu werden? Hat er wirklich den Glauben an ein neues Österreich und den Mut dazu, so muß dieser Glaube, muß dieser Mut ihn zwingen, die Folge des allgemeinen Wahlrechts zu ziehen, und nun auch die Verwaltung, auch die Diplomatie zu demokratisieren. Schon scheint der Graf Thun, der bei weitem nicht so dumm ist, als er sich gern öffentlich stellt, dies zu merken und legt insgeheim seine Schlingen.

Zwei Worte, die man sich merken mag, hat der letzte Monat noch gebracht. Auf irgendeinem seiner sausenden und brausenden Feste hat der Bürgermeister ausgerufen: Gott vernichte alle Feinde des Kaisers! Der alte Lueger scheint seine Vergangenheit schon ganz zu vergessen. Weiß er nicht, daß dieser Gott, den er angerufen hat, der Gott des Zorns und der Rache, der vernichtet, daß das der Gott des alten Testaments ist, der Gott der Juden? Christen haben einen anderen, hört man wenigstens von allen Kanzeln predigen. Und ein anderer von dieser ehe-

Digitized by Google

mals christlichen Partei des Lueger hat sich in offener Sitzung über die Zudringlichkeit der Armen beklagt und hat erzählt, daß er stets, wenn er als Armenrat mit Armen verkehren muß, einen Revolver auf dem Schreibtische liegen habe, und hat dann noch gesagt: „Ich wünschte nur, daß die Armenräte uniformiert werden, und jeder soll eine ordentliche Hundspeitsche in die Hand bekommen, damit er sich vor dieser Sippe hüten kann." Das war die Bergpredigt im Wiener Gemeinderat.

2

Viktor Adler hat neulich einmal gesagt, auch ein guter Monarchist könnte sich doch mit einem Monarchen begnügen, zwei wären mehr als nötig. Ich denke, er hat damit nicht auf den Thronfolger gezielt, sondern auf die fleißigen Leute, die mit diesem jetzt denselben Mißbrauch treiben, der seit Jahren unter dem Namen des Kaisers getrieben wird. Unser Kaiser spricht nicht gern, und man weiß nie, was er sich eigentlich denkt. Im Deutschen Reich werden wir darum sehr beneidet. Es hat aber auch seine Nachteile. Einige benützen es nämlich, um ihren Meinungen und Absichten eine geheimnisvolle Macht und sich ein Ansehen zu geben, das ihnen aus Eigenem nicht zukommt, indem sie behaupten, irgendwie des Kaisers verborgene Wünsche zu kennen. Was sie wollen, verlangen sie mit der geheimen Versicherung, daß es der Wille des

Digitized by Google

Kaisers sei. Was ihnen nicht paßt, weisen sie vertraulich mit Worten zurück, die der Kaiser gesagt haben soll. Und wer sich ihren Forderungen widersetzt oder ihren Verboten nicht fügt, ist also kein Patriot. Es ist bei uns eine Art Beruf geworden, zu jenen zu gehören, von denen man unter vier Augen, Diskretion Ehrensache, hören kann, was der Kaiser „eigentlich“ will. Man kann davon leben. Und es ist nicht anstrengend, weil noch keiner dementiert worden ist. Allmählich hat es sich zu einem völligen System entwickelt, manche haben es darin zu wahren Virtuosen gebracht. Da gab es zum Beispiel einen Intendanten der beiden Hoftheater, der die Gewohnheit hatte, Schauspieler, die er nicht mochte, heftig zu loben, dann aber dem Direktor anzuvertrauen, wie leid ihm um diesen so hochbegabten Menschen wäre, der nun aber einmal das Unglück hätte, dem Kaiser zu mißfallen. Der Kaiser geht nicht ins Theater, wenn er nur seinen Namen auf dem Zettel sieht! Was nicht einmal gelogen war, weil der Kaiser wirklich schon seit Jahren nicht mehr ins Theater geht. Und die Macht dieser Leute bestand darin, daß es ja schließlich auch einmal wahr sein konnte. Es dauerte nicht lange, so wurde das System, zuerst von Protektoren erfunden, um ihren Lieblingen zu helfen, Nebenbuhlern zu schaden, dann auch in der großen Politik angewendet. Waren die Gründe des Ministers in offener Rede geschlagen, so nahm er sich Abgeordnete und Journalisten insgeheim vor, allen beteuernd, selbst durchaus ihrer Meinung, leider aber an

Digitized by Google

den unbeugsamen Willen des Monarchen gebunden zu sein. Es kam ein eigener Typus von Ministern auf, der sich an jeden Busen warf, weinend, gezwungen zu sein, weil er nun einmal nicht könnte, wie er wollte! „Glauben Sie, ich weiß das nicht auch? Glauben Sie, ich will nicht dasselbe wie ihr? Glauben Sie, ich weiß nicht, was Österreich braucht? Aber sagens das dem Kaiser! Versuchen Sie einmal und sagens das dem Kaiser!“ Wir hatten einen Minister, der schon ganz mechanisch jedes Gespräch mit dem Refrain schloß: „Aber sagens das dem Kaiser!“

Unter ihm bildete sich in der Politik gewissermaßen eine doppelte Buchführung heraus. Die Feinde, die er öffentlich mit flammenden Reden schlug, umarmte er zu Haus; was er öffentlich vertrat, verleugnete er daheim, und er lebte von dem Kredit, halt nur nie zu können, wie er wollte, und halt stets tun zu müssen, was er gar nicht wollte. Und so schützten ihn seine Feinde selbst vor jedem Nachfolger: denn sonst kommt am End einer, der auch noch will, was er muß; und das, dachten sie, wär noch ärger! Und die Journalisten schrieben, was niemand verstand, und wenn man sie fragte, sagten sie: „Das war doch gar nicht so gemeint, sondern Sie müssen wissen, was vorgeht, die Sache liegt nämlich ganz anders, der Minister möchte ja selbst, aber er kann nicht, weil der Kaiser nicht will!“ So wurde die Politik jahrelang im geheimen betrieben. Und die Journalisten waren so stolz dar-

Digitized by Google

auf, daß sie wußten, „was vorgeht“, wenn sie es auch leider nicht sagen durften! Was aber „vorging“, war immer dasselbe, nämlich daß der Minister etwas wollte, aber um nicht dafür einstehen zu müssen, so tat, als wenn er wider seinen Willen nur gezwungen wäre, durch ein geheimes Gebot des Kaisers, das er übrigens in seinen Folgen abzuschwächen schon noch Mittel und Wege finden werde. Und es schmeichelte den guten Abgeordneten und den braven Journalisten sehr, eingeweiht zu sein, sie ehrten das Vertrauen des Ministers, und da sie nicht zweifelten, daß ja doch schließlich immer geschehen muß, was der Monarch will, halfen sie dem Minister noch bei seinen Mitteln und auf seinen Wegen. Das Verfahren war so probat, daß es bald allgemein angewandt wurde, und wo nur irgendwie eine unbequeme Forderung abzuwehren war, widersprach man ihr nie, sondern man half sich stets mit der Berufung auf den vorgeblichen Unwillen des Kaisers aus. Immer nach diesem Klischee: „Aber natürlich habt ihr recht! Natürlich wär's das einzige! Glaubt's ihr, das weiß ich nicht auch? Glaubt's ihr, wenn's auf mich ankäm, hätten wir das nicht längst? Ja wenn's auf mich ankäm! Natürlich wär's das einzige! Aber sagens das dem Kaiser! Was soll ich denn tun, wenn der Kaiser nicht will? Und der Kaiser will nicht! Der Kaiser will —“ Und nun eine lange Erklärung, mit allen Gebärden der Mißbilligung, was der Kaiser will. Natürlich immer nur das, was der Minister wollte, aber selbst zu

Digitized by Google

verlangen zu feig war. Unsre Minister trieben es umgekehrt konstitutionell: sie deckten sich mit der Krone so, daß sie selbst gar niemals mehr in die Debatte gezogen werden konnten. Das ging nun so lange, bis einer eines Tages die überraschende Entdeckung machte, daß das Lügen ja nicht Privateigentum ist, sondern zur freien Verfügung steht. Log sich der Minister auf den Kaiser heraus, warum denn seine Gegner nicht auch? Und wenn der Kaiser zu seinen Lügen schwieg, wird er es wohl auch zu ihren! Man rechnete damit, daß der Kaiser schwieg. Und so vermehrten sich die „Wissenden". Der eine hatte eine Tante, die mit dem Leibarzt bekannt war, der andre ritt mit dem Stallmeister in den Prater, der dritte war mit einem vertraut, der den kannte, der die Anekdoten erzählt, mit denen dann der Kaiser zum Frühstück versorgt wird. Wie jeder bessere Mensch sein Automobil hat, mußte jetzt, wer nur ein bißchen auf sich hielt, eine Hintertreppe haben. Das Komische war dabei nur, daß alle diese Lügner, die es doch hätten wissen können, untereinander den Verdacht hatten, an den Lügen der anderen könnte am End etwas Wahres sein. Als aber schon alle Hintertreppen besetzt waren nnd das Bedürfnis immer noch wuchs, hatte einer, wie schon die Not erfinderisch macht, den Einfall, daß wir ja auch einen Thronfolger haben. Plötzlich tauchten einige Leute mit der beunruhigenden Versicherung auf, daß ihre Zeit erst käme. Plötzlich war wieder ein neuer Kredit eröffnet: der der kommenden Männer. Und eine fieberhafte Bau-

Digitized by Google

tätigkeit begann in neuen Hintertreppen. Und ein besonderer Reiz war es, daß der Thronfolger im Dunkel stand. Die Lügen über den Kaiser hatten nämlich doch ihre Grenzen an seinem Wesen, das, so selten es sich zeigt, mit den Jahren in Umrissen sichtbar geworden war. Aber der Thronfolger steht im Dunkel.

Der junge Erzherzog Franz Ferdinand wurde damals zuweilen mit dem Erzherzog Otto zusammen genannt, dem schönsten und liebenswürdigsten Prinzen, dessen strahlende Kraft an der Enge eines ziellosen Lebens zerbrochen ist; ein armer Wiener Mercutio war er. Dann hieß es, der junge Franz Ferdinand sei krank. Von Reisen heimgekehrt, hielt er sich abseits und vermied es populär zu werden. Er gehörte nicht zu den Prinzen, die Walzer komponieren, auf dem Graben Journalisten unter dem Arm nehmen, um mit ihnen über die Regierung zu schimpfen, und wenn die Naive vorübergeht, leutselig bemerken: „Schau, schau, die Kleine kriegt beinah einen Busen!" Niemals hat er sich, wenn er ausfährt, Ovationen bereiten lassen, sein stilles ernstes Gesicht winkt den Wienern nicht zu. Der Lärm unserer Gratispatrioten mit dem Federbusch scheint nicht nach seinem Geschmack, und er teilt offenbar die schlechte Meinung über Österreich nicht, in der sich unsere Prinzen gern gefallen. Ich habe einen gekannt, der, Kommandierender in einer kleinen Stadt, alle Herzen durch seinen Spott über unser Vaterland gewann. Nach der Session lud er einmal die Landtagsabgeordneten zu sich

Digitized by Google

ein und bewirtete sie mit höfischem Tratsch. Wie machten da die braven Bürger und Bauern die Augen groß, als sie die Geschichten hörten! So arg hatte sich's keiner gedacht. Schließlich trank er ihnen zu, gab jedem die Hand und sagte noch zum Abschied: „Also auf Wiedersehn, meine Herren, übers Jahr, falls nämlich im nächsten Jahr Österreich noch existieren sollte!" Durch die ganze Stadt lief es gleich herum, wie heroisch der Prinz gesprochen hatte. So furchtbar traurig kam mein alter Vater damals heim, ganz verlassen saßen wir in unserer untröstlichen Liebe zur Heimat. Diese Methode, sich beliebt zu machen, hat Franz Ferdinand nie versucht, er ist gar nicht fesch. Auch als er dann, unnachgiebig, mit seinem Herzenswunsch alle höfischen und politischen Bedenken überwand, ließ er sich die Gelegenheit entgehen, dem Volke romantisch zu kommen. Ein Kronprinz, der unbeirrt der Stimme seiner Neigung folgt und ein Mädchen unter seinem Stande nimmt! Aber es wurde zu der üblichen Reklame nicht benützt; er hat nirgends den volkstümlichen Erzherzog Johann Nummer zwei agiert. Was man ihm bei uns sehr verdenkt, wo es nicht genügt, was einer tut und wie er ist, sondern verlangt wird, daß er es dann erst auch noch spielen soll. Dies verschmäht er: das alte österreichische Spieltalent und unsere Lust, sich vorzuführen und wirksam darzustellen, sonst in der Dynastie sehr gepflegt, scheint ihm zu fehlen. Er ist den Leuten eigentlich unheimlich, denn sie sind es nicht gewohnt, daß einer seinen

Weg geht. Der Wiener wünscht gefragt zu werden; er besteht nicht darauf, daß man seinem Rat dann auch immer gehorche, dies ist nicht nötig, aber gefragt will er sein. Und der Wiener liebt Leute, mit denen sich, wie er es nennt, immer „etwas tut“. Der Erzherzog fragt nicht, und „es tut sich“ bisher gar nichts mit ihm. Und er hat gezeigt, daß er warten kann. Was nun auch wieder ganz unwienerisch ist, da hier meistens die Menschen niemals tätiger sind, als so lange es sie noch nichts angeht; sich aufzusparen ist nicht Landesbrauch.

Nun wird gegen ihn gesagt, er sei klerikal. Nach den Erfahrungen, die man mit den liberalen Kronprinzen gemacht hat, wäre das gar nicht so schlimm, vielleicht dreht auch er oben um. Und man mag fragen, welcher österreichische Monarch denn, seit dem zweiten Josef, nicht klerikal gewesen sei? Für das tätige Leben darf man Weltanschauungen auch nicht überschätzen. Wer sich nur nicht dem Notwendigen widersetzt, für den ist schließlich eine so gut wie die andre, da doch alle nur Hilfsmittel zur Einordnung der Gedanken sind, um es bequemer zu haben. Im höchsten Sinne ist keine wahr, aber von jeder aus kann man zu wahren Taten gelangen; warum nicht auch auf irgend einem Weg von der katholischen aus? Auch kann in dieser großen Krise des Klerikalismus jetzt, wo die Kapläne mit den Bischöfen ringen und die Kirche sich demokratisieren will, indem sich überall das unmittelbare Gefühl der religiösen Gemeinde gegen die vorgesetzten

Digitized by Google

Lehrbehörden stellt, niemand wissen, was in fünf Jahren klerikal sein wird: der Name wird ja bleiben, aber wenn unter ihm eine starke, mißtrauische, demokratisch derbe Bauernpartei entsteht, die könnten wir brauchen. Und schließlich ist die Privatmeinung der Monarchen heute doch ziemlich unwichtig, solange sie sich dem öffentlichen Willen fügt.

Es heißt ferner, er sei stark, eigenwillig und unbeugsam. Das fürchtet man. Für die beste Eigenschaft des alten Kaisers gilt es unter uns, daß er stets den Entwicklungen im letzten Moment doch noch nachgegeben hat; er hört Forderungen an, wenn sie unaufhaltsam geworden sind, und läßt sie dann wider Willen geschehen. Dem verdanken wir viel, und so hat man sich bei uns angewöhnt, Entschlossenheit und Beständigkeit auf dem Thron eher für eine Gefahr zu halten. Nun scheint dem Thronfolger die Regententugend der gewissen heilsamen Schwäche zu fehlen, und man hat ihn im Verdacht, auf seinem Willen zu bestehen. Diese Furcht will mir doch ein wenig gar zu österreichisch scheinen. Sie nimmt ohne weiteres an, daß der Monarch und die Entwicklung einander feind sein müssen; dann ist allerdings eine Behutsamkeit erwünscht, die rechtzeitig die Gefahr von Explosionen spürt. Es ließe sich aber auch einmal einer denken, der sich zutraute, die Entwicklung nicht zu scheuen und, bevor er sich von ihr überwältigen läßt, lieber an ihr tätig teilzunehmen: der könnte es dann wagen furchtlos zu sein.

Digitized by Google

Zuweilen kommt es mich an, manche Zeichen so zu verstehen, als gehöre der Thronfolger zu unserer Generation, die in unserm Land überall Kräfte verborgen und gebunden fühlt, denen nur der weckende Ruf fehlt, um aus den Ketten aufzuspringen, und die nun ihren in der Sehnsucht der langen Zeit angesammelten Mut daran setzen will, unser Vaterland groß und stark zu zeigen. Aber vielleicht ist das nur eine Stimmung von mir, wie die Sehnsucht ja in ihrer Not nach jeder dünnen Hoffnung greift. Denn er steht im Dunkel, und niemand weiß, was schließlich allein über ihn entscheiden wird: ob er nämlich auch darin einer von unserer Generation ist, daß er ihren demütigen Sinn für die allmächtigen Wirklichkeiten hat.

Und vielleicht ist es überhaupt nur der Reiz des Dunkels, der mich lockt, das Geheimnis, in dem er wartend steht, von Argwohn und Hoffnungen umringt. Vielleicht ist es nur der „Ästhet" in mir, den das Rätsel eines verhüllten Menschen anzieht. Und einstweilen wird auf dunklen Hintertreppen, rings um ihn herum, das Geschäft gieriger Glücksspieler besorgt.

3

Der Abgeordnete Soukup hat neulich gesagt, das tschechische Volk wünsche nichts anderes als die primitivsten Rechte, die jedes kulturelle Volk zu seinem Leben und seiner Entwicklung notwendig braucht. Mir scheint dies

Digitized by Google

wahr. Was das tschechische Volk fordert, ist wirklich nur die „primitivste“ Gerechtigkeit. Ich muß wohl kaum erst noch sagen, daß mit dem tschechischen Volk nicht der prager Pöbel gemeint ist. Seiner wüsten Exzesse schämen sich die Tschechen selbst am meisten (was gerade dieser Abgeordnete Soukup stark ausgesprochen hat), und Rowdies gibt's schließlich überall. Daß aber das tschechische Volk eine gerechte Verständigung mit uns ebenso will, wie wir sie, gerade um des Deutschtums in Österreich willen, brauchen, darüber kann ich hoffentlich nächstens einmal hier ausführlicher reden. Nur was es zum Leben nötig hat, wovon es nicht ablassen kann, ohne sich selbst aufzugeben, was es haben muß, um nur überhaupt als Nation auf der Welt zu sein, verlangt es. Dasselbe gilt von den südslavischen Forderungen. Und ebenso von den italienischen auch. Ich habe „draußen“ oft die Meinung gefunden, als ob unsere Nationen unersättlich wären. Sieht man zu, was sie wollen, so wundert man sich, wie wenig es ist. Es ist wirklich nur das nackte Leben. Aber die Regierung will ihnen auch das nicht gewähren. So treibt sie sie zur Verzweiflung.

Man sagt mir dann gern, „draußen“: Übertreiben Sie doch nicht so entsetzlich und sein Sie nicht so ungerecht! Und dann rechnet man mir vor, was in Österreich immerhin in den letzten Jahren geleistet worden ist; das darf man doch nicht verkennen! Seid ihr denn nicht auf dem besten Weg, ein moderner Staat zu werden?

Digitized by Google

Worauf zu antworten ist: Nach den Gesetzen — ja; aber bei uns hat das Gesetz eine so geringe Macht, daß es uns nicht helfen kann! Wir können uns eine moderne Gesetzgebung leicht erlauben, weil jedes neue Gesetz doch immer alles beim alten läßt. Bei uns werden nämlich Gesetze gegeben, aber damit sind sie dann erledigt. Dazu haben wir die Verwaltung. Die eigentliche Kunst der österreichischen Verwaltung besteht darin, Gesetze durch eine besondre Art der Anwendung, die sie um ihren Sinn bringt, unschädlich zu machen. Dies erklärt auch, warum man bei uns „oben" so bereit ist, sich mit Gesetzen abzufinden, die verwegen und gefährlich scheinen. Man legt nämlich „oben" den Gesetzen keine solche Bedeutung bei. Es finden sich ja fähige Beamte, die mit jedem Gesetz fertig werden. Darin eben besteht das, was man einen fähigen Beamten nennt. Also warum soll man den Leuten nicht die Freude lassen, ein schönes neues Gesetz zu haben?

Bismarck hat einmal gesagt: „Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten läßt sich immer noch regieren, bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts." Gute Gesetze, durch schlechte Beamte vereitelt — das ist der heutige Zustand Österreichs. Die Dynastie hat den Vorsatz ausgesprochen, mit dem Volkswillen zu gehen. Zwischen beiden aber steht unser altes österreichisches Beamtentum und verhindert das. Dieses Beamtentum ist stärker als das Volk und die Dynastie zusammen. Und nun fragt man uns ungeduldig: Ihr habt ja jetzt das

Digitized by Google

allgemeine Wahlrecht; das sollte doch, hieß es immer, alles heilen, also was wollt ihr denn noch? Und da sich trotzdem nichts ändert, fängt man schon wieder auch an diesem Wahlrecht mißmutig zu zweifeln an. Das ist die Absicht des alten Beamtentums. Es rechnet darauf, die Wirkungen des Wahlrechts insgeheim zu hintertreiben, es zu denaturieren; und wenn uns unsre Ungeduld, die gleich maßlos im Hoffen wie im Verzagen ist, dann wieder ins Chaos wirft, wird es noch den Retter spielen. Schuld sind natürlich nur wir selbst, da wir meinen, es genüge, das allgemeine Wahlrecht beschlossen zu haben, statt es auszudenken und seine notwendigen Folgen zu ziehen, wozu vor allem gehört, daß wir dem alten österreichischen Beamtentum ein Ende machen.

Dieses alte österreichische Beamtentum ist einzig in der Welt. Wer es nicht selbst erlebt hat, ist unfähig, es sich vorzustellen. Es ist unbeschreiblich. Man kann höchstens Beispiele davon erzählen. In Neunkirchen, ein paar Stunden von Wien, ist ein Kaffeehaus, das einer Frau Viktoria Biewald gehört. Diese wurde neulich zur Bezirkshauptmannschaft vorgeladen „behufs Entgegennahme einer Belehrung“. Als sie kam, hielt man ihr vor, sie hätte sich gegen den Bezirkshauptmann vergangen, der Cäsar Schickich v. Vellebit heißt, indem dieser in ihrem Café weder von ihr noch von der Kassierin mit der entsprechenden Ehrfurcht begrüßt worden wäre. Und die „Belehrung“ bestand darin: es gebühre sich für ihr Personal, beim Erscheinen

Digitized by Google

des Bezirkshauptmanns aufzustehen. Darüber regte sich nun die Genossenschaft der Kaffeesieder auf, und man erfuhr, daß derselbe Cäsar auch von der Handelsgenossenschaft in Gloggnitz verlangt hatte, daß sich ihre Mitglieder bei seinem Erscheinen von den Sitzen erheben sollten, wie denn von ihm ebenso der Vizebürgermeister und Schuldirektor Dietrich koramiert worden war, weil dieser unterlassen hatte, den Hut vor ihm zu ziehen. Der Kaiser und die Erzherzoge verlangen nur von Soldaten, daß sie Front vor ihnen machen; der Bezirkshauptmann verlangt es von der ganzen Menschheit. So geschehen 1908, in Neunkirchen, ein paar Stunden von Wien. Noch näher an Wien ist Baden, man kommt mit der Elektrischen hin. Es hat Schwefelquellen und auch einen Cäsar. Nun wird dort jetzt ein neues Theater gebaut. Darin wies die Gemeinde dem Cäsar einen Orchestersitz zu. Er verlangte aber eine Loge. Als er sie nicht bekam, weil die Gemeinde sich weigerte, dadurch dem Theater zweitausendfünfhundert Kronen im Jahre entgehen zu lassen, empfand er dies als eine Beleidigung und so, heißt es in dem Bericht der Zeitungen, „blieb die Erteilung der Konzession für das neue Theater lange aus". Darüber kam es nun im Badener Gemeinderat zu großer Heftigkeit, und dem Bezirkshauptmann wurde nachgesagt, er hätte seitdem alle für das Theater nötigen Bewilligungen aus Rache verschleppt. Besonders aber waren die Gemeinderäte noch deshalb so freiheitlich erregt, weil sie es seiner Rachsucht auch zuschrieben, daß sie beim

Digitized by Google

Ordensregen des Jubiläums allesamt im Trocknen blieben. So geschehen in Baden bei Wien, 1909; man reibt sich die Augen. Es ist aber nicht bekannt geworden, daß jener oder dieser Cäsar weggeschickt worden wäre. Und wenn nun solches in der Umgebung von Wien möglich ist, wo sich der Bezirkshauptmann immerhin zusammennimmt, weil er doch weiß, daß hier das Gemüt der Bevölkerung durch die Nähe der großen Stadt schon verdorben ist, so kann man sich ungefähr denken, was draußen in Galizien oder in Dalmatien unten alles geschieht. Gesetze können da nicht helfen, denn Bezirkshauptleute fühlen sich über dem Gesetz. Um durchzusetzen, daß es angewendet werde, müßte man erst mit ihrer Tradition aufräumen. Aber die Bezirkshauptleute sind ja nur die Kleinen. Über ihnen ragen die Großen empor: der österreichische Hofrat und der österreichische Sektionschef. Diese sehen ihr eigentliches Amt darin, die vom Kaiser ernannte, dem Volke verantwortliche Regierung zu verhindern. Sie scheuen sich nicht, dies öffentlich ruhmredig zu bekennen. Sie nennen es: den Einfluß der Politiker von der Verwaltung abwehren, und finden noch ihren Stolz darin. Sie haben die Weltanschauung des aufgeklärten Absolutismus. Die Weltanschauung von 1750 ungefähr. Wir machen Gesetze von 1900. Und unser heilloser Zustand ist es nun, daß Gesetze von 1900 zur Ausführung Beamten von 1750 übergeben werden. Weshalb man sich dann auch nicht wundern darf, daß bei uns schließlich schon kein Mensch mehr weiß, in welcher

Digitized by Google

Zeit wir denn eigentlich leben, und wieviel Uhr es in Österreich ist.

Für unser eigentlich österreichisches Problem wird immer noch das nationale gehalten. Ich glaube das nicht. Was unsere Völker verbindet, ist überall viel stärker, als was sie trennt. In unsern Völkern ist eine stille Gemeinsamkeit da, die nur einen großen Anlaß braucht, eine allgemeine Not oder eine allgemeine Tat, um sich zu zeigen; vielleicht wird man das bald einmal sehen. Wenn irgendwo fünf vernünftige Tschechen oder Kroaten oder Italiener mit fünf vernünftigen Deutschen beisammensitzen, einigen sie sich; denn sie haben das Gefühl, alle dasselbe zu brauchen. Es wird aber verhindert, daß sie beisammensitzen. Darin besteht die Tätigkeit des Beamtentums. Es fühlt sich als Kurator der alten Staatsidee. Das Volk hat diese alte Staatsidee nie gehabt, der Kaiser hat sie aufgegeben; Volk und Kaiser haben sich im Glauben an ein neues Reich gefunden, das nur noch nach seiner Form sucht. Von der alten Staatsidee ist nichts mehr übrig als der Kurator. Der setzt nun alles daran, das neue Reich zu verhüten. Zunächst, indem er überall die nationalen Fragen vorschiebt. Er schürt die nationale Hetze. Und merkt dabei nun gar nicht, daß es der Witz der Entwicklung ist, ihn selbst durch eben die nationale Hetze zu schwächen, auf die er zählt. Sie nämlich hat uns die Landsmannminister gebracht, ein recht törichtes und hilfloses Institut, das aber große Löcher in das alte Beamtentum reißt. So ein armer Mensch,

Digitized by Google

zum Minister ernannt, von hochmütigen, mißtrauischen und unwilligen Beamten umgeben, die alles besser wissen und alles anders wollen als er, zwischen lauter Fußangeln, kann sich nicht anders helfen, als indem er Menschen herbeizieht, denen er zutraut, ihn nicht gleich zu verraten. So kommen in die Ministerien Fremde hinein, die Tradition wird zerrissen, der Anfang einer Selbstverwaltung ist gemacht. Es ist der Anfang vom Ende des alten Beamtentums, das in unserm neuen Österreich keinen Platz mehr hat. Natürlich schreit es, die Verwaltung werde nationalisiert. Wir haben nun aber einmal zunächst kein anderes Mittel, die Verwaltung zu demokratisieren. Wie dies ja überhaupt unser Weg ist: durch den kleinbürgerlichen Nationalismus hindurch zur Demokratie zu gehen.

Es ist noch nicht lange her, daß dem Österreicher um das Heer bange war. Es sah dort ähnlich aus wie in unserm Beamtentum. Aber das Heer ist durch feste Hand gereinigt worden. Unser nächstes Problem ist jetzt, die Verwaltung zu reinigen. Sie muß aufhören, ein Souverän zu sein, und muß anfangen, dienen zu lernen.

4

Eigentlich ist an der ganzen bosnischen Geschichte noch der alte Herbst schuld. Der alte Herbst, das war jenes deutsche Bürgertum in Österreich, das sich nicht entschließen konnte, nach 1866 umzulernen. Es hatte ge-

Digitized by Google

träumt, Deutschland einst führen zu können. Nun waren wir plötzlich aus Deutschland geworfen. Es blieb uns nichts übrig, als aus einem deutschen Ost-Reich ein slawisches West-Reich zu werden. Bismarck hat das gewußt. Und hat es gewünscht. Und hat darin die Bedeutung Österreichs für Deutschland erkannt: einen kleinen deutschen Staat neben sich zu haben, daran hat Deutschland kein Interesse, das höchste dagegen an einem slawischen Staat, den die wirtschaftliche Macht und die politische Kraft seiner Deutschen hindert, jemals von der deutschen Richtung abzukommen. Er gab zu verstehen, daß es ihm wichtiger war, so den Deutschen eine geistige und wirtschaftliche Verbindung mit Slawen gesichert zu wissen, als das deutsche Lied über den Grenzen zu hören. Und er hat seinen Unmut über jene österreichischen Deutschen nie verhehlt, die, deutscher als dieser Deutscheste, durch ihre scheele Politik des Argwohns gegen die Notwendigkeiten der Entwicklung, indem sie die Herrschaft ihres Stammes zu festigen glaubten, ihn aus seinen ererbten Sitzen verdrängten. Österreich war aus Deutschland geworfen, und da muteten die Deutschen Herbsts ihm zu, dies nicht zu bemerken, sondern so zu tun, als ob sich nichts verändert hätte. Da nun aber ein Staat einem Baume gleicht, der sich, wenn er nach rechts nicht wachsen kann, nach links dreht, seinen Weg zur Sonne suchend, so mußte die Entwicklung des neuen Österreichs abseits von den Deutschen Herbsts geschehen; und darum, solange sie noch die äußere Macht

Digitized by Google

hatten, heimlich vor ihnen. Die Deutschen Herbsts zwangen Österreich, sich im Verborgenen zu entwickeln. Und wie dergleichen, auch wenn dann die Ursache schon erloschen ist, noch nachzuwirken pflegt, ist es seitdem Sitte geblieben, die wahren Entscheidungen Österreichs sozusagen unter dem Tisch abzumachen, unbemerkt von den herrschenden Parteien, was denn nun freilich eine recht seltsame Art zu herrschen ist.

Dieses System einer äußeren Politik ohne Mitwisser im eigenen Land hat Andrassy eingeführt. Ihm war klar, daß unsere Zukunft auf dem Balkan ist. Und es war ihm auch klar, daß damit die Vorherrschaft der Deutschen und der Ungarn ein Ende haben werde. In seinem schönen Leichtsinn, der sich an die Forderungen des Tages hielt und für alles andere den lieben Gott sorgen ließ, war er nun aber darauf bedacht, den Deutschen und den Ungarn seinen Sinn zu verbergen, was ihm denn auch bei unseren stets in den unmittelbaren Augenblick verbissenen Staatsmännern einige Zeit gelang. Und deshalb beschied er sich auf dem Berliner Kongresse mit der „Okkupation und Verwaltung" Bosniens und der Herzegowina, statt gleich ihre „Annexion" zu fordern, die vom Anfang an gemeint war und damals nicht bestritten worden wäre. Um nur Ruhe vor dem alten Herbst zu haben. Es hat ihm nichts genützt. Sie sind beide schließlich darüber gestürzt.

Als im Oktober die Annexion Bosniens und der Herzegowina verkündigt wurde, zeigte sich zunächst, daß es

Digitized by Google

in Österreich heute keine Deutschen Herbsts mehr gibt. Der Gedanke dieser Altösterreicher, der Begriff eines zwischen den Deutschen und den Ungarn aufgeteilten Österreichs ist außer Kraft. Die Nachricht hätte sonst nicht ohne jeden Widerspruch hingenommen werden können. Aber sie machte zunächst eigentlich gar keine Wirkung. Die Leute waren es zufrieden und gönnten unserm alten Kaiser, daß ihm beschieden war, nach solchen Verlusten auch einmal einen Gewinn zu erleben. Bis plötzlich, was niemand zu vermuten schien, Europa darüber in Aufruhr geriet und der Krieg an unser Tor schlug. Da brachen die Meinungen auseinander.

Die Stimmung des deutschen Bürgertums in Österreich war: um keinen Preis einen Krieg, nicht einen Schuß Pulver sind uns die zwei Provinzen wert! Hätte man in der deutschen Bevölkerung damals abgestimmt, ich glaube nicht, daß sich hunderttausend Stimmen im ganzen Reich für den Krieg gefunden hätten. Merkwürdig war aber, daß nur die Sozialdemokraten den Mut hatten, dies auszusprechen, wodurch sie wieder einmal in unserem deutschen Bürgertum, besonders bei den Frauen, die stärksten Sympathien gewannen. Und merkwürdig auch, daß sich selbst unter den Slawen, die doch von der Annexion den größten Vorteil haben werden, keine Begeisterung für diesen Krieg fand. Eigentlich stimmten ihm bloß drei Gruppen im Lande zu, die zusammen immerhin eine gewisse Macht hätten, sich aber untereinander nicht verständigen können

Digitized by Google

und auch keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den Parteien haben. Erstens die Gruppe der immer zum Hurra bereiten Patrioten, die jeden Anlaß wahrnimmt, den Radetzkymarsch zu blasen, die 1866 die berühmten nassen Fetzen gegen die verfluchten Preußen schwang, und die denn auch jetzt wieder mit der Faust in alle Biertische fuhr: „Geh nur her, wannst di traust, vafluchter Serrrb!“ Man wunderte sich nur, daß die Presse die Macht dieser lauten, aber nur an Lärm beträchtlichen Gruppe von Veteranen aller Art so sehr überschätzte, während sie den klug verborgenen Eifer der zweiten Gruppe gar nicht zu bemerken schien. Diese sieht man nie, man hört sie nicht und weiß nicht, daß sie es ist, die man überall spürt. Es sind das ein paar offenbar sehr kluge, in den Staatshändeln erfahrene, die Kunst, hinter vorgeschobenen Interessen unsichtbar zu bleiben, wunderbar beherrschende Romantiker der klerikalen Partei, die sich zur Katholisierung des Balkans, verschworen haben. Die Katholisierung des Balkans das ist das Schlagwort dieser Gruppe. Man sagt ihr nach, sie sei es gewesen, die Rampollas Wahl zum Papst verhindert habe, weil der, in seiner handfesten, unschwärmerischen, den Wirklichkeiten zugetanen Art, von einem solchen aggressiven Klerikalismus nichts hatte wissen wollen. Ich erzähle das, wie man es mir erzählt hat, kann aber dafür so wenig einstehen, als ich weiß, ob es wahr ist, daß die ungestümen bosnischen Franziskaner und der Erzbischof Doktor Stadler, den unsere Christlichsozialen so hegen,

Digitized by Google

direkt dieser Gruppe gehorchen, die nur aus ganz wenigen, aber sehr entschlossenen, ja fanatischen Männern zu bestehen und ihren Plan eines Kreuzzuges gegen die griechische Kirche selbst vor der eigenen Partei zu verheimlichen scheint. Noch aus der Zeit der alten Romantik her sind in Österreich mystische Neigungen hängen geblieben, in Böhmen und Mähren und unter den Kroaten gibt es Gemeinden eines seltsam erregten Neukatholizismus; zu solchen Wallungen einer unbestimmten religiösen Sehnsucht mag dann noch der Ehrgeiz starker Energien, den der Trödel unserer offiziellen Katholiken unbefriedigt läßt, mag der Zorn enttäuschter Altösterreicher, die sich an einer verhaßten Gegenwart rächen wollen, mag auch der verirrte Wunsch eines Slawentums kommen, das von der Macht der Russen gern geschieden wäre; und so würde der Wahn einer Gruppe verständlich, die sich nirgends sehen läßt und doch überall zu wirken scheint.

Aber zu diesen katholischen Ideologen trat noch eine dritte Gruppe, die sich zwischen ihnen und jenen insipiden Hetzern aus Hetz wunderlich ausnahm: unsere paar Intellektuellen stimmten in die Kriegslust ein. Man sah manchen, der sich sonst politisch in der Nähe der Sozialdemokraten angesiedelt hat, ja solche sogar, die, wenn sonst von Krieg die Rede war, nicht übel Lust hatten, sich zu Hervé zu bekennen, jetzt Anfällen eines streitbaren Imperialismus erliegen, über den sie selbst wahrscheinlich vor ein paar Monaten noch ingrimmig gespottet hätten. Ich

Digitized by Google

schildere nur, ich urteile nicht. In einer Region, die sonst von den Gedanken des äußersten geistigen Radikalismus, ja bisweilen von Neigungen zum theoretischen Anarchismus, beherrscht wird, stellten sich plötzlich patriotische Rührungen, Erinnerungen an alte Zeiten, als Prinz Eugen der edle Ritter gegen Belgrad zog, und Begeisterungen ein, die in der Denkart von Bernhard Shaw und Anatole France nicht leicht unterzubringen waren. Ein Österreichertum brach plötzlich aus, das unter dem unmutigen Hohn, mit dem wir sonst unser Vaterland zu behandeln gewohnt sind, niemand vermutet hätte. Was wir, dreißig Jahre lang, immer hatten verhalten müssen, um uns nicht lächerlich zu machen, wodurch wir so spöttisch und spielerisch geworden waren, um es uns nur nicht merken zu lassen, woran wir immer so gelitten hatten, tief im geheimen, um es nur nicht zu verraten, weil wir uns ja geschämt hätten: diese ungeheure Sehnsucht sprang jetzt aus den Ketten, Sehnsucht, uns endlich einmal zu zeigen, Sehnsucht nach einer Tat. Denn wir, die jetzt den Paß des Lebens überschritten haben, sind mit unserer lebendigen Kraft in der toten Stille eines Reichs aufgewachsen, das freiwillig abgedankt zu haben schien, und wo wir ans Werk traten, um auf unsere Art in Europa mitzutun, wurden wir gleich ängstlich abgemahnt, weil doch der Österreicher ausgespielt habe und froh sein müsse, still beiseite stehen zu dürfen. In uns rief's, mit tausend Stimmen: „Wir sind auch noch da!“ Immer aber hieß es darauf: „Nicht so laut, daß

Digitized by Google

man euch nicht bemerkt, denn eigentlich ist Österreich nicht mehr da!" Wir fühlten uns so stark und sollten tun, als wären wir schwach. Bereit, uns mit allen zu messen, wurden wir gezwungen, uns vor allen zu beugen. Wir gingen von Leben über und sollten im Grabe liegen. So sind wir alt geworden und haben nie jung sein dürfen. Ist es ein Wunder, daß jetzt unsere verbotene, seit so langen Jahren heimlich aufgesparte Jugend mit Zinsen losbrach? Als uns jetzt zum ersten Mal einer das Zeichen gab: „Österreich ist noch da!" Ist es ein Wunder, daß wir auf den ersten Ruf aus dem Grab sprangen, mit aller Seligkeit unserer unverbrauchten Jugend, und mit ihrer ganzen närrischen Dummheit auch?

Da ist unter uns ein strenger Mann, schon bald an die sechzig, voll böser Enttäuschungen, der Doktor Heinrich Friedjung, der das berühmte Buch über den „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866" geschrieben hat und jetzt eins über „Österreich von 1848 bis 1860" schreibt (beide bei Cotta in Stuttgart; vom zweiten ist bisher nur der erste Band erschienen), nachdenklich bekümmerte Bücher, in denen er nur zu fragen scheint, woran wir denn eigentlich verstorben sind, um sozusagen ein ärztliches Attest ausstellen zu können über unsern Todesfall. Und diesen sonst immer so bedächtigen, hoffnungslos gelehrten Herrn hat man jetzt plötzlich mit verlorenem Zügel ins Feld sprengen sehen, als wär's ein junger Adjutant. Daran erkennt man erst, was wir alle gelitten haben müssen,

Digitized by Google

in diesen langen entsetzlichen Jahren der Einstellung Österreichs! Und nur so kann man sich auch die Macht Aehrenthals über uns erklären, dem aus allen Gassen Bewunderung und Begeisterung zuläuft, weil ja unsre Generation in Österreich an ihm erst erlebt hat, was es einem Staat bedeutet, einen Mann zu haben. Wir sind es so gar nicht gewöhnt, daß wir nicht zweifeln, es gehöre Genie dazu, ein Mann zu sein. Und wenn Aehrenthal so klug ist, wie er sich bisher gezeigt hat, wird ihm vielleicht jetzt schon vor der Gottähnlichkeit bange, mit der ihn unser dankbares Bedürfnis nach einem Mann umgibt. Er hat uns verschafft, daß man sich nicht mehr schämen muß, ein Österreicher zu sein. Das ist viel. Nun aber glauben wir deshalb von ihm alles erwarten zu dürfen. Das ist vielleicht gar nicht bequem für ihn. Gerade jetzt nicht, wo zum ersten Mal von ihm mehr als bedächtiger Verstand, Geduld und Festigkeit des Willens verlangt wird und er zeigen soll, daß er auch eine schaffende Kraft hat. Der Moment der atemlosen Spannung, als unsre Truppen schon an der Grenze standen, nun aber statt der ersten Kugel die Botschaft des Friedens aufflog, ist vorüber. Und wir müssen jetzt fordern, daß es ein siegreicher Friede sei, den er für uns geschlossen hat. Unsre Truppen, einmal ausgerückt, hätten nicht umkehren dürfen, ohne heimzubringen, was uns der Krieg eingebracht hätte, zu dem wir entschlossen waren. Dieser Krieg hatte keinen Sinn als den, die Serben aus unseren Feinden zu Freunden zu machen, die uns auf dem

Digitized by Google

Balkan helfen wollen. Wir können ihm nur ausgewichen sein, wenn er sich als unnötig erwies und es uns gewiß geworden war, die Serben, auch ohne sie dazu erst durch einen Krieg zu zwingen, aus unseren Feinden zu den Freunden zu machen, die wir auf dem Balkan brauchen. Sie sind bereit. Aber sind auch wir dazu bereit? Das ist die Frage. Und so springt die Frage der äußeren Politik hier jetzt plötzlich in eine der inneren um und es zeigt sich, daß das System Andrassys, die linke Hand der Politik nicht wissen zu lassen was die rechte tut, das System einer äußeren Politik hinter dem Rücken der inneren, das System einer Kabinettspolitik, die sich, wenn sie nur des Regenten und allenfalls noch der allgemeinen Stimmung gewiß ist, um das Einvernehmen der Parteien drücken zu können glaubt, plötzlich in der Entscheidung versagt. Aehrenthal hat es ganz wie Andrassy gemacht. Wie Andrassy damals hat er eine Politik angefangen, die das Ende einer mächtigen Partei bedeutet: der Agrarier. Mit den Serben ist er fertig geworden. Nun steht ihm bevor, auch noch mit unseren Agrariern fertig zu werden. Jener Krieg ist aus, dieser fängt an. Aber wo nimmt er die Soldaten für diesen her? Jetzt wird es sich zeigen, ob er die Kraft hat, sich eine Partei des modernen Österreichs zu schaffen, die den alten agrarischen Wahn schlägt.

Bosnien und die Herzegowina an Österreich zu nehmen kann nur einen Sinn haben, wenn Österreich glaubt, daß seine Zukunft auf dem Balkan sei, und wenn es zu dieser

Digitized by Google

Zukunft entschlossen ist. Es kann seine Zukunft auf dem Balkan nur haben, wenn die Völker dort ihr Vertrauen von Rußland weg nach Österreich hin wenden. Sie sind dazu bereit, weil der Russe schwächer, weil Österreich näher ist und weil Österreich ihnen bieten kann, was sie brauchen. Die Frage ist nur noch, ob Österreich es ihnen auch bieten will. Unsre Industrie, die den Vorteil davon hätte, sagt Ja. Unsre Agrarier, deren Nachteil es wäre, sagen Nein. Das Österreich also, das seine Zukunft auf dem Balkan sucht, hat unsere Industrie zum Freund, den Agrarier zum Feind. Ein industrielles Österreich muß auf den Balkan, einem agrarischen ist es unmöglich. Da die Dynastie entschlossen scheint, auf den Balkan zu gehen (es wäre ja doch sonst sinnlos gewesen, Bosnien und die Herzegowina zu nehmen, und sinnlos alles, was seit dem Oktober geschehen ist, und soviel Kraft umsonst vertan und soviel gefährliche Hoffnung umsonst erregt), muß sie sich entschließen, ein industrielles Österreich zu wollen, weil ein agrarisches nicht mit ihr gehen wird. Ein industrielles Österreich aber, das wäre ja das Österreich der wirtschaftlichen und geistigen Freiheit, von dem wir seit dreißig Jahren träumen.

Dieses braucht Aehrenthal, wenn er vollenden will, was er begonnen hat. Er muß nur einsehen lernen, daß es heute nicht mehr geht, eine äußere Politik zu machen, von der die innere nichts weiß. Er muß einsehen lernen, daß Österreich niemals draußen stark sein kann, solange drinnen seine Kräfte gebunden sind.

Digitized by Google

Österreich wird auf den Balkan gedrängt. Irgendwohin muß es wachsen. Vom Norden, vom Westen abgewiesen, sucht sich seine Kraft seit 1866 einen Weg zum Süden, zum Osten. Nicht sein „Prestige“ verlangt's, auf das wir ja verzichten könnten. Aber wirtschaftlich sind wir zu stark geworden, um noch länger in der Ecke zu stehen. Wir können nicht länger bloß unter der Hand leben, wie seit vierzig Jahren. Unser Bürgertum erstickt in der Enge. Da haben wir endlich ein Fenster aufgemacht.

Andrassy schon erkannte, daß wir auf den Balkan müssen. Es gelang ihm, den Kaiser davon zu überzeugen. Sie durften es sich aber noch nicht merken lassen, weil der Sinn des deutschen Bürgertums, von den alten Liberalen beherrscht, sich nicht so rasch in ein neues Österreich fand. Um dieses ungestört vorbereiten zu können, war es notwendig, mit der äußeren Politik immer um die innere sacht herumzugehen, die innere von der äußeren abzulenken und die liberalen Staatsmänner im Innern in Atem zu halten, bis allmählich der Drang der Entwicklung überall so vernehmlich geworden wäre, daß er, unaufhaltsam angewachsen, dann von den Schrullen der Doktrinäre nichts mehr zu fürchten hätte. Es war notwendig, irgendwie das Land zu beschäftigen, um derweil insgeheim verrichten zu können, was das Land brauchte. Es war notwendig, Lärm zu machen und Leidenschaften aufzuregen, um darunter un-

Digitized by Google

vermerkt den Weg der Entwicklung einzuschlagen. Ich glaube nicht, daß dies alles damals schon dem Kaiser so bewußt gewesen ist. Aber manche Monarchen haben in der Not einen guten Instinkt. Jedenfalls begriff er, wie bequem es war, die Parteien untereinander so zu verhetzen und in den kleinen Tagesstreit so zu verkeilen, daß keine mehr Zeit noch Kraft behielt, das Wichtige zu stören, das also ruhig geschehen konnte, weil die politischen Machthaber es ja nicht bemerkten. Der Meister dieser Politik, immer wieder einen neuen Streit auszusinnen, in den sich die Parteien verbeißen könnten, war Taaffe. Sie hat eigentlich, wenn man es recht überlegt, jeder Nation und jeder Klasse gedient, da jede wieder einmal an die Reihe kam, gegen die andern ausgespielt zu werden; und sie hat (was ihr die alten Hofräte noch heute nicht verzeihen können) das Verdienst, die Begehrlichkeit aller Völker und aller Klassen erweckt und so gereizt zu haben, daß das Rad immer rascher ins Rollen kam, zuletzt bis ins allgemeine Wahlrecht hinein. Und indessen konnte das Interesse der Dynastie, die, um sich zu retten, ein neues Österreich suchen mußte, diplomatisch und militärisch alles vorbereiten, was notwendig schien, ohne von den Doktrinären behelligt zu werden, und konnte ruhig abwarten, bis die wirtschaftliche Kraft angesammelt und ein neues Geschlecht aufgewachsen war, fähig und bereit zu diesem Österreich, das auf den Balkan muß.

Nun ist das Fenster aufgemacht: wir haben Bos-

nien und die Herzegowina genommen. Und es hat sich gezeigt, daß ein neues Geschlecht dafür bereit steht. Die Macht Aehrenthals über die Stimmungen im Lande, die sich zuweilen wunderlich genug, ja selbst mit heller Komik offenbart, wäre sonst unerklärlich. Es hat sich aber auch schon gezeigt, daß sie nicht weiter kann, wenn es ihr nicht jetzt gelingt, sich im Innern eine große Partei dieses neuen Österreichs, sich ihren parlamentarischen Ausdruck zu schaffen. Jenes System einer äußeren Politik mit Umgehung der inneren versagt jetzt. Das Rad ist bis ins allgemeine Wahlrecht gerollt, und durch dieses ist das Parlament zu stark geworden, um noch länger einen Geheimbetrieb der äußeren Politik zu dulden. Aehrenthal kann nicht weiter, so lange er nicht im Parlament eine große Partei für seine Politik gefunden haben wird. Diese muß er haben. Woher er sie kriegt, mag ihm gleichgültig sein. Und nun wird man sehen, ob die Deutschen fähig sind, den großen Augenblick für sich auszunützen, oder ob sie auch ihn wieder versäumen und sich ausschalten werden.

Der alte Wahn der österreichischen Deutschen, der sie so herabgebracht hat, ist, immer hinter Gespenstern herzurennen, statt einfach national zu sein. Wenn in einem Staate mehrere Völker beisammen sind, gibt es für jedes nur eine einzige Politik, nämlich die, seine ganze Kraft zusammen zu nehmen und körperlich, geistig und wirtschaftlich zum Höchsten anzuspannen; die Eifersucht der andern sorgt dann schon dafür, daß sich keins übernehmen kann.

Digitized by Google

Aber die Kraft der Deutschen in Österreich ist seit Jahren aufgehoben, weil eine einzelne Frage die gesamte geistige und wirtschaftliche Entwicklung der Deutschen in Österreich versperrt: die böhmische Frage.

Wir anderen Deutschen, die nicht in Böhmen leben, wir Deutschen der österreichischen Alpen haben uns längst in das neue Österreich gefunden, das ein slawisches Reich ist, in dem wir durch unsere Zahl wenig, aber alles durch unsre geistige und wirtschaftliche Macht bedeuten können. Wir fragen uns nicht mehr erst, warum es unsern Vätern nicht gelungen sei, Österreich deutsch zu machen. Wir wissen, daß es jetzt zu spät ist, dies noch einmal zu versuchen. Die Slawen sind zu stark geworden, als daß wir uns zumuten könnten, jetzt noch nachzuholen, was von unsern Vätern versäumt worden ist. Auch haben wir uns abgewöhnt, mit unfruchtbarer Sehnsucht über die Grenzen ins Mutterland zu schielen. Wir wissen, daß unsere paar Millionen Deutschen kein Gewinn, unsre Slawen aber, an Rußland verloren, eine Gefahr für das Deutsche Reich wären. Und wir fühlen, daß wir, in unsrer geschichtlichen Gemeinsamkeit mit Slawen und Welschen, eine Farbe von besondrer Art angenommen haben, die wir, mit den andern Deutschen vereint, unter ihnen nicht behaupten könnten; das Deutschtum würde ärmer um diese Farbe, der Tausch wäre schlecht, er könnte nur auf Kosten des Deutschtums geschehen. So bleibt uns nichts übrig, als in dem slawischen Staatswesen, dem wir eingeboren sind, unsre

Digitized by Google

deutsche Art zu hüten, alle deutschen Entwicklungen mitzumachen und uns geistig, wirtschaftlich und politisch so zu behaupten, daß der slawische Staat, in dem wir wohnen, unsre Mitwirkung überall spüren muß und also niemals den deutschen Weg verlassen kann. Dazu gehört erstens, daß wir unser deutsches Wesen lebendig erhalten, in einer fortdauernden Beziehung zum deutschen Geist in allen seinen Wandlungen, und zweitens, daß uns unsre Staatstätigkeit und Staatstüchtigkeit den Völkern, mit denen wir leben, unentbehrlich macht. Wir müssen die deutschesten Deutschen sein, geistig und wirtschaftlich in allen Entwicklungen des Deutschtums voran, und eben dadurch von einer solchen politischen Kraft für Österreich, daß dieses uns immer wieder brauchen wird. Darin aber werden wir seit Jahren durch die nationale Frage in Böhmen gehemmt. Sie drängt sich vor und drängt uns zurück, denn sie wird von den Deutschen in Böhmen benützt, von uns zu verlangen, daß wir ihnen die Führung der Deutschen in Österreich überlassen sollen; und diese Deutschen in Böhmen gehen weder auf die geistige Kraft noch auf politische Macht, sondern auf deutsche Straßennamen, deutsche Schilder und deutsche Nachtwächter aus, bloß auf den Schein einer deutschen Vorherrschaft, die längst zerbrochen ist.

Was man in der Politik die Deutschen in Böhmen nennt, sind natürlich nicht die Deutschen in Böhmen. Es ist ein Klüngel von Geschäftspolitikern in Prag, die nicht vergessen können und nichts lernen wollen, von denen sich

Digitized by Google

die Arbeiter längst losgesagt haben, und gegen die die Industrie längst mißtrauisch geworden ist, die aber noch immer einen Teil des ratlosen mittleren Bürgertums und der eingeschüchterten Intelligenz beherrschen. Ihre politische Kunst gleicht völlig der der Italiener in Dalmatien, die eben jetzt dort so jämmerlich zusammengebrochen ist. Auch die Italiener hätten das aufwachende Volk der Kroaten im italienischen Geiste lenken können, wären sie nicht so störrisch gewesen, ihm alle nationalen Notwendigkeiten zu versagen. Auch die dalmatinischen Italiener haben niemals die bildende Kraft ihrer Nation an der sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Erziehung der Kroaten versucht. Auch sie haben sich um nichts im Land gekümmert als darum, ob die Straßen italienisch benannt sind und ob italienisch amtiert wird. Und so sind sie jetzt aus aller Macht plötzlich weggeblasen. Hätten die Deutschen in Böhmen zur rechten Zeit verstanden, den unersättlichen Drang der Tschechen nach Bildung auf deutsche Wege zu leiten, so könnte heute noch dem deutschen Geiste das ganze Land Böhmen untertan sein; und für die Macht des deutschen Geistes ist es doch schließlich gleich, welche Sprache seine Gedanken reden. Die Aufgabe, die Bildung der tschechisch sprechenden Böhmen mit deutschem Sinn anzufüllen, ist von den böhmischen Deutschen versäumt worden. Denn um sie deutsch denken und fühlen zu lehren, hätten sie mit ihnen tschechisch reden müssen. Das aber wurde ja als ein Verbrechen am Deutschtum angesehen, darum lieber

Digitized by Google

ein viel größeres gelitten, nämlich daß alle geistige und politische Macht der Deutschen im Land überall zerstört und das tschechische Volk, das noch fünfzig Jahre lang in der Schule deutscher Denkart hätte bleiben können, in einen sinnlos tückischen Haß alles deutschen Wesens getrieben worden ist, aus dem es nun erst wieder erlöst werden muß, um seinetwillen, um unsertwillen und um Österreichs willen, da es ja doch nicht angehen wird, wie Burckhard neulich geraten hat, die Schlacht am weißen Berge noch einmal zu schlagen, und zwar so lange, bis eins der beiden Völker am Ende vertilgt ist.

Sitzt man in der wunderschönen alten Stadt Prag mit jungen Deutschen beisammen, so geben sie dies alles traurig zu. Sie sehen ein, daß durch die Schuld der Deutschen, die sich, ohne die dazu notwendige Kraft, vermaßen, den Tschechen ihr Recht auf Entwicklung zu versagen, statt (wie doch sonst die Deutschen sich überall als die Helfer und Retter bedrängter Nationen gefühlt, ja lange Zeit darin den wahren geschichtlichen Beruf der Deutschen erkannt haben) den tschechischen Trieb zur Bildung zu fördern und so an den deutschen Geist zu binden, das Land zerrissen, ein Volk dem andern entfremdet und jedes einem lächerlichen Radikalismus ausgeliefert worden ist, der schließlich überall nur die Geschäfte der Polizei besorgt. Sie sehen es ein, und so sitzen sie voll Ekel und ohne Hoffnung da, schon ganz entwöhnt, an den Sorgen ihres Volkes teilzunehmen. Die Jugend des deutschen Bürgertums in

4*

Digitized by Google

Böhmen glaubt an das Prager Kasino nicht mehr, aber sie hat nicht die Kraft, aus Eigenem die Verständigung mit der Jugend des tschechischen Bürgertums zu suchen, die sie selbst als unerläßlich erkennt. Und so bleibt das deutsche Bürgertum in Böhmen, weil seine Jugend schweigt, immer noch einer Politik gehorsam, die es seit Jahren von Niederlage zu Niederlage führt.

Die andern österreichischen Deutschen werden sich nun aber fragen müssen, ob sie noch länger zulassen dürfen, daß alle ihre Bedürfnisse vor den prager Geboten zu schweigen haben. Sie werden endlich einmal diese Firma der „Deutschen in Böhmen" prüfen, und es wird sich zeigen, daß ihr weder der Adel noch die Arbeit angehört, daß die deutsche Industrie und der deutsche Handel in Böhmen längst unwillig von ihr los wollen, und daß sie die Jugend nicht mehr für sich hat. Sie werden dann erkennen, wie teuflisch dumm es wäre, ihr die ganze Stellung der Deutschen in unserem Vaterland zu opfern, die für alle Zeit verspielt haben dürften, wenn dieses neue Österreich jetzt ohne sie eingerichtet wird.

Aehrenthal kann mit seiner äußeren Politik nun die innere nicht mehr umgehen. Er braucht eine große Partei die für sein neues Österreich bereit ist. Die Meinung der Tätigen und Tüchtigen im Bürgertum hat er überall für sich. Benützen die Deutschen den großen Augenblick, um sich mit den Slawen zu verständigen, so können sie ihm ihre Bedingungen stellen. Sie können dafür, daß sie sich

Digitized by Google

seinem neuen Österreich anbieten, verlangen, daß es jenes demokratische Österreich werde, das schon auf dem Papier steht, aber immer wieder noch durch unsre reaktionäre Verwaltung verhindert wird. Mit den Demokraten der Slawen vereint, wären sie stark genug, Aehrenthal dazu zu zwingen. Hat er die Wahl, mit einem demokratischen Österreich auf den Balkan zu gehen oder gar nicht, so wird er nicht zögern; und die Deutschen könnten sich jetzt ihren Anteil an diesem demokratischen Österreich sichern. Drängt sich aber auch jetzt wieder die böhmische Frage vor und läßt eine Verständigung der Deutschen mit den Slawen und den Pakt einer solchen großösterreichischen demokratischen Partei mit Aehrenthal nicht zu, so wird sich dieser, der auf den Balkan will, mit wem zusammen es auch immer sei, eine andre suchen müssen. Er wird, wenn ihm die Deutschen den geraden Weg versperren, auch ein Abenteuer wagen. Die Klerikalen, im politischen Handel ja gewandt, werden bereit sein, ihre Agrarier verstummen zu lassen; das Geschäft ist ihnen den Preis wert. Die Tschechen werden, wenn er ihnen die Macht über Böhmen gibt, die Demokratie verlassen. Er kann (freilich nur auf gefährlichen Umwegen, die er lieber vermeiden wird) auch ohne die Deutschen auf den Balkan, mit einem klerikalen statt mit einem demokratischen Österreich. Und was wird dann sein? Dann werden die Deutschen in Böhmen preisgegeben, dann wird ein neues Österreich ohne die Deutschen eingerichtet, dann löst sich dieses Österreich von jeder Rück-

Digitized by Google

sicht auf das Deutsche Reich ab, dann schlägt es eine katholische Politik auf dem Balkan ein, statt seine Völker zur Demokratie zu führen; und wenn es dann so seinen Beruf auch auf dem Balkan wieder versäumt und auch das neue Österreich wieder am Ende keinen Sinn und keine Seele hat, wird dies die Schuld der Deutschen sein.

6

Unsere Zeitungen sind wieder einmal von der ungarischen Krise voll. Dies ist eine schöne Gelegenheit, sich patriotisch zu gebärden. Je wilder einer auf Ungarn schimpft, für einen desto besseren Österreicher hält er sich ja. Einst waren sie uns die ritterliche Nation, um ihrer Tapferkeit, ihres unbändigen Freiheitssinnes und ihrer Klugheit in politischen Händeln willen gepriesen, als eine Art Franzosen des Ostens. Jetzt heißen sie Judäomagyaren, Hunnen, Asiaten.

Man scheint zu vergessen, daß wir anderen, die österreichischen Deutschen und die österreichischen Slawen, nun einmal mit den Ungarn zusammen sind und weder die Kraft haben, sie zu vertilgen, noch uns von ihnen trennen können, ohne unser ganzes Staatswesen aufzureißen. Für „Großösterreich" zu schwärmen, wie jetzt Mode geworden ist, zugleich aber mit vollen Backen gegen Ungarn zu blasen, ist absurd. Soll „Großösterreich" nicht ein leeres Wort sein, so kann es nur heißen: ein Vaterland für alle, das

Digitized by Google

jeder Nation die Entwicklung ihrer Kräfte sichert. Dazu gehört aber vor allem Achtung jeder Nation, ein Gefühl für die Notwendigkeit, sich mit ihr zu verhalten, und eine gewisse gegenseitige Geduld, um über Mißverständnisse, ja selbst über wirkliche Gegensätze hinwegzukommen.

Und schließlich nützt der Haß, den die Patrioten in Österreich gegen Ungarn anrichten, nur jenen Machthabern in Ungarn allein, von denen sich die Dynastie, ja die Monarchie selbst bedroht fühlt. Die Machthaber in Ungarn haben alle Ursache, sich über ihn zu freuen. Er hilft ihnen immer wieder, ihre Macht im eigenen Land zu befestigen.

Die Dynastie hat die Revolution der adeligen Grundherren in Ungarn mit russischer Hilfe besiegt. Diesen Sieg zu behaupten, ist sie nach dem italienischen und dem preußischen Krieg nicht mehr stark genug gewesen. So haben sich die Gegner, beide geschwächt, zu dem Pakt von 1867 verstanden, durch den Ungarn den adeligen Grundherren übergeben wurde, wofür sie sich zur Anerkennung der Dynastie entschlossen. Dies entsprach damals ungefähr dem Zustande des Landes, das noch durchaus agrarisch war, kein Bürgertum, kein Proletariat, kaum Intellektuelle hatte und sich willig von den wirtschaftlich Mächtigen auch politisch führen ließ. In den vierzig Jahren aber, die seitdem vergangen sind, hat sich dieser Zustand verändert. Zwar ein eigentliches Bürgertum ist noch immer nicht da, wenigstens politisch jedenfalls nicht, Land-

arbeiter aber und Stadtarbeiter haben angefangen, ihren Gegensatz zu den adeligen Grundherren zu fühlen. Die Grundherren sehen sich immer mehr von der wirtschaftlichen Entwicklung bedroht und suchen sie deshalb auf alle Weise zu hindern oder wollen wenigstens ihren politischen Ausdruck ersticken. Wie nun schon oft Monarchen sich vor der Unzufriedenheit im eigenen Land, um den Haß politischer Leidenschaften abzuleiten, in einen Krieg geflüchtet haben, so hofft die Klasse der in Ungarn regierenden Grundherren den Angriff der empordrängenden Demokratie dadurch abzuschlagen, daß sie fortwährend einen äußeren Feind an die Wand malt: den österreichischen Kaiser nämlich, der, von den feindlichen Österreichern aufgehetzt, die beschworenen Pflichten des ungarischen Königs verraten wolle. Die Klasse der adeligen Grundherren in Ungarn sucht die demokratische Leidenschaft, die ihrer Herrschaft droht, in eine nationale zu verwandeln, die sich in imaginären Gefahren erschöpfen soll. Deshalb stellt sie fortwährend neue nationale Forderungen an die Dynastie, die, sobald sie erfüllt sind, ihr sogleich schon wieder nicht mehr genügen, weil es sich ja dieser regierenden Klasse der Grundherren gar nicht darum handelt, irgend eine Forderung erfüllt zu sehen, sondern vielmehr darum, mit unerfüllten Forderungen das Volk aufzuregen, um so den politischen Haß der unterdrückten Klassen von ihnen selbst ab über die Grenze zu wenden. Die Klasse der feudalen Grundherren in Ungarn fühlt sich vor der anwachsenden unga-

Digitized by Google

rischen Demokratie nur solange sicher, als es ihr gelingt, die Furcht für die nationale Freiheit, die Furcht vor der österreichischen Gefahr wachzuhalten. Sie hat gar kein Interesse daran, daß die Dynastie, um das aufgeregte Land zu beschwichtigen, diese Forderungen erfüllt. Unerfüllte Forderungen gerade braucht sie viel mehr, weil sie ja das Land in Aufregung, weil sie die Stimmung braucht, als wäre das Land rings einer gemeinsamen Gefahr ausgesetzt, in der die Not des einzelnen zu verstummen hat und ein Verräter ist, wer sich nicht dem allgemeinen Willen der Nation fügt. Einen Feind vor den Toren braucht sie, nur solange kann sie hoffen, den inneren Feind zu bändigen: die Demokratie im eigenen Land, die sich anschickt, den Grundherren die Macht abzunehmen. Eine Oligarchie sucht sich vor dem eigenen Volk durch einen Krieg mit dem Nachbarn zu retten. So lange das ungarische Volk noch an die Feindschaft der Österreicher glaubt, können sich die ungarischen Grundherren in der Macht über ihr eigenes Volk behaupten. Und je mehr wir in Österreich, unmutig über die Forderungen, die die ungarischen Grundherren an uns stellen, gegen Ungarn rasseln, desto mehr helfen wir eben diesen Grundherren nur, weil all unser Kriegsgeschrei gegen die Judäomagyaren, Hunnen und Asiaten das ungarische Volk nur in seinem Zorn über Österreich, in seiner Furcht vor Österreich, in eben jener Stimmung also bestärkt, die die Grundherren vor der Demokratie schützt.

Digitized by Google

Hätten wir in Österreich, statt uns von jedem schallenden Schlagwort treiben zu lassen, politischen Verstand, so müßten wir vor allem den Ungarn beweisen, daß niemand bei uns daran denkt, diese tapfere, politisch ungewöhnlich begabte, für unser Staatswesen unentbehrliche Nation in ihren Rechten zu kränken, daß wir vielmehr bereit sind, ihnen dasselbe Recht auf Entwicklung ihrer wirtschaftlichen und geistigen Kräfte zuzugestehen, das wir für uns selbst verlangen. Wir können doch von uns sagen, daß wir es in den letzten Jahren vermocht haben, den paar adeligen Familien, die bisher unser Land regierten, und der mit ihnen versippten Bureaukratie die Macht abzunehmen oder doch diese Macht immerhin so zu schwächen, daß ein demokratisches Österreich möglich geworden ist. Zeigen wir den Ungarn, daß dieses Österreich der Demokratie nicht mehr das alte des Mißtrauens unter allen Völkern, der Ungleichheit, der Vergewaltigung ist, in dem jede Nation, was sie für sich brauchte, stets erst einer andern vom Mund wegschnappen mußte, sondern daß dieses Österreich der Demokratie jetzt den festen Willen hat, eine Form zu finden, die jeder Nation das Recht auf ihr eigenes Leben gewährt, zeigen wir uns überall bereit, die Vorherrschaft von Klassen oder Kasten zu brechen, und zeigen wir den Ungarn endlich, daß es nur die Kaste der ungarischen Grundherren ist, mit der wir uns nicht verständigen können, weil sie selbst jede Verständigung mit uns zu verhindern sucht, um eben dadurch ihr Vorrecht im eigenen Land zu behaupten, so

Digitized by Google

werden sich bald Ungarn finden, die ihren Grundherren das Spiel verderben. Solange es aber den ungarischen Grundherren gelingt, uns in einen albernen Haß gegen das ungarische Volk zu hetzen, besorgen wir nur das Geschäft eben dieser Grundherren, gegen die wir so zornig tun. Unser österreichisches Interesse will genau dasselbe, was das ungarische Volk will: ein demokratisches Ungarn. Mit dem Ungarn der adeligen Grundherren können wir uns nie verständigen, weil dieses ja davon allein lebt, daß es jede Verständigung mit uns hintertreibt. Mit einem demokratischen Ungarn wären wir am ersten Tag einig. Wir müßten also alles tun, um der Demokratie in Ungarn zu helfen. Aber, sinnlos verhetzt, tun wir alles, um die Demokratie in Ungarn zu hemmen. Und die großen Grundherren in Ungarn gleichen den unsrigen aufs Haar: auch sie sind bereit, lieber Staat und Volk preiszugeben als ein einziges ihrer Vorrechte.

Der Kaiser oder irgend jemand, der ihn in den ungarischen Dingen berät, scheint sie viel besser zu verstehen, als der Haß unsrer österreichischen Patrioten. Er sieht, daß es nichts hilft, irgend eine Forderung der ungarischen Grundherren zu bewilligen, weil sich immer sogleich eine neue hinter ihr erhebt, und hinter dieser wieder eine und immer noch eine. Er sieht auch, was notwendig ist, wenn er sich der Grundherren erwehren will: er sucht zu erreichen, daß sich das ungarische Volk nicht mehr, wie die Grundherren ihm einreden möchten, in seiner Freiheit und in

Digitized by Google

seinen Rechten von Österreich bedroht glaubt (daher die Geduld des ungarischen Königs, über die sich die österreichischen Patrioten so bitter beklagen), und er begreift, daß eine Lösung der ungarischen Fragen nicht möglich ist, solange nicht die Macht der adeligen Grundherren gebrochen, solange nicht Ungarn demokratisch geworden sein wird. Er sieht, daß zur Verständigung mit Ungarn das allgemeine gleiche Wahlrecht in Ungarn notwendig ist. Und alle diese neuen und neuesten ungarischen Krisen sind seither ein einziger langer Kampf um das Wahlrecht, das der Kaiser will, um dadurch über die Grundherren hinweg zur ungarischen Nation zu kommen, und das die ungarischen Grundherren verhindern wollen, oder doch so verfälschen, daß es auch wieder unwirksam wäre.

Unsre Patrioten glauben den Ungarn anders beizukommen. Sie versuchen nämlich gegen den herrschenden Stamm der Magyaren die andern Nationen aufzuhetzen und auszuspielen. Diese sind ja in Ungarn rechtlos. Zwar nicht dem Gesetze nach, das ausdrücklich jeder Nation ihre Sprache, ihre Schulen, das Recht auf Vereinigung und ihren Anteil an der Verwaltung zugesteht; den großen Männern der ungarischen Renaissance, Kossuth, Wesselenyi, Deak, Eötvös, Szechenyi, lag der Gedanke zu magyarisieren fern. Aber in Wirklichkeit: denn die herrschende Klasse hält sich nicht mehr an das Gesetz. Ihr ist das Wichtigste, ihre eignen Leute zu versorgen, dazu braucht sie die Verwaltung, alle guten Plätze bleiben der Gentry vorbehalten.

Digitized by Google

Und um das irgendwie zu rechtfertigen, hat sie die „Gefahr der Nationalitäten“ erfunden. Sie braucht im eignen Land einen Feind, gerade so wie sie den österreichischen Feind braucht: um die nachrückenden Klassen der ungarischen Nation abzuschrecken und durch Furcht zu bändigen. Nun kommen unsre Patrioten und nehmen sich der in Ungarn unterdrückten Nationen an, was ist die Folge? Sie werden wieder nur das Geschäft der Grundherren besorgen. Seht, wird's heißen, schon vereinigt sich der österreichische Feind mit unserm innern Feind, nun muß aller Streit im eignen Hause schweigen, nun gilt's die Ehre und die Freiheit unsrer Nation! Diesen fortwährenden Kriegszustand zu erhalten, haben die Grundherren das höchste Interesse; nur so können sie sich ihrer eignen auf sie losschießenden Klassen noch einige Zeit erwehren. Was man Chauvinismus nennt, ist eigentlich der Gemütsart des Ungarn ebenso fremd, wie seiner ganzen Geschichte. Es ist ihm künstlich angezüchtet worden seit Kolomann Tisza, der zuerst erkannt hat, daß die Grundherren die Herrschaft verlieren müssen, sobald die Nation nur einen Augenblick zur Ruhe kommt und sich nicht mehr auf allen Seiten von Feinden umgeben glaubt. Sie täglich wieder in diesem Glauben zu bestärken, ist der Grundherren ewige Sorge. Und niemand hilft ihnen dabei besser als unsre Patrioten.

Die Monarchie braucht ein starkes Ungarn, das bereit ist, sich mit Österreich zu verständigen. Die Klasse der Grundherren verhindert es. Die ungarische Nation

Digitized by Google

braucht ein Bürgertum, Intellektuelle und organisierte Arbeiter. Die Klasse der Grundherren verhindert es. Die andern Nationen in Ungarn, die Deutschen, Slowaken, Rumänen, Ruthenen, Kroaten und Serben brauchen das Recht, ihr eignes Volkswesen zu entwickeln. Die Klasse der Grundherren verhindert es. Alle, die Dynastie, die Monarchie, Österreich, das ungarische Volk und die andern Nationen des ungarischen Staates brauchen also dasselbe: den Sturz der Grundherren und die Errichtung der Demokratie in Ungarn. Aber dieser kleinen Klasse der Grundherren gelingt es zu verhindern, was alle brauchen. Es wird ihr so lange gelingen, als jeder, hier und dort, auf die Schlagworte des nationalen Wahns hört, statt auf das eigne Bedürfnis.

Den Zustand Ungarns, von dem man ja schon in Österreich nichts weiß, geschweige draußen, kann man aus zwei Büchern kennen lernen. Das eine ist ein Heft der vom Verein der Soziologen in Budapest herausgegebenen, von Doktor Oskar Jaszi geleiteten Zeitschrift „Huszadik Század“, das auch in einer besondren französischen Ausgabe vorliegt: La Hongrie contemporaine et le suffrage universel, erschienen bei V. Giard und E. Brière, Paris. Das andre heißt Racial Problems in Hungary, bei Archibald Constable in London, und ist von R. W. Seton-Watson verfaßt, der unter dem Namen Scotus Viator die bekannten Broschüren: „Die Zukunft Österreich-Ungarns und die Haltung der Großmächte“ (Wien, Franz Deuticke

Digitized by Google

1908) und „Absolutismus in Kroatien“ (Wien C. W. Stern 1909) geschrieben hat.

7

In einem Buche, das ich jetzt gelesen habe, kommt ein merkwürdiges Gespräch über die Rechtspflege vor. Auf einer fernen Insel, wo man von ihr nichts weiß, wird sie von einem, der ihr Wesen kennt, einem staunenden Zuhörer erklärt. Der Erklärer berichtet dem Insulaner, daß es in den Ländern mit Rechtspflege nämlich eine Klasse von Menschen gebe, die von Jugend auf in der Kunst unterrichtet werden, durch eigens zu diesem Zwecke gehäufte Worte zu beweisen, daß Weiß schwarz ist und Schwarz weiß, und zwar, je nachdem sie dafür bezahlt werden. Dieser Klasse seien alle übrigen Menschen als Sklaven untertan. „Wenn es zum Beispiel meinem Nachbar nach meiner Kuh gelüstet, so dingt er sich einen Anwalt, damit er beweise, daß er von mir meine Kuh erhalten müßte. Ich muß mir dann einen zweiten dingen, um mein Recht zu verteidigen, da es allen Regeln des Gesetzes widerspricht, daß ein Mensch für sich selber reden darf. Nun leide in diesem Falle ich, der ich der rechte Eigentümer bin, unter zwei großen Nachteilen. Zunächst ist mein Anwalt, der beinahe von der Wiege an darin geübt wurde, die Unwahrheit zu verteidigen, ganz außerhalb dieses Elements, wenn er der Fürsprecher der Gerechtigkeit sein soll, denn als ein

ihm unnatürliches Amt greift er es äußerst ungeschickt, wenn nicht gar widerstrebend an. Der zweite Nachteil ist der, daß mein Anwalt sehr vorsichtig auftreten muß, sonst erhält er von den Richtern einen Verweis und seine Amtsbrüder verabscheuen ihn als einen Menschen, der die juristische Praxis schmälern möchte. Deshalb bleiben mir nur zwei Wege, um meine Kuh zu behalten. Der erste ist der, daß ich den Anwalt meines Gegners durch ein doppeltes Honorar für mich gewinne; denn der wird dann Verrat an seinem Klienten üben, indem er zu verstehen gibt, daß er das Recht auf seiner Seite habe. Der zweite Weg ist der, daß mein Anwalt meine Sache als so ungerecht erscheinen läßt, wie er nur kann, indem er zugibt, daß die Kuh meinem Gegner gehört; wenn man das geschickt ausführt, so gewinnt er mir sicherlich die Gunst des Gerichtshofes." Nachdem der Erklärer so den Stand der Anwälte geschildert, wendet er sich dann dem der Richter zu, deren Amt es ist, sowohl Streitigkeiten über den Besitz zu entscheiden, wie auch über angeklagte Verbrechen zu richten. „Sie werden ausgewählt aus den gewandtesten Anwälten, die alt oder träge geworden sind, und da sie ihr Leben lang wider die Wahrheit und Gerechtigkeit eingenommen wurden, so werden sie mit verhängnisvoller Notwendigkeit den Betrug, den Meineid und die Bedrückung begünstigen; das geht so weit, daß ich mehrere unter ihnen kannte, die von jener Seite, bei der das Recht war, lieber große Bestechungen zurückwiesen, als daß sie ihren Stand schädigten,

Digitized by Google

indem sie etwas taten, was sich für ihr Wesen und für ihr Amt nicht ziemte. Es ist unter diesen Anwälten ein anerkannter Grundsatz, daß, was je zuvor getan worden ist, wieder getan werden darf; und deshalb verwenden sie ganz besondere Sorgfalt auf ein Verzeichnis all der früher wider das Recht und wider jede Vernunft der Menschen gefällten Entscheidungen. Die gelten unter dem Namen der Präzedenzfälle als Autoritäten, und sie rechtfertigen die unbilligsten Ansichten; nie wird ein Richter verfehlen, ihnen gemäß zu entscheiden. Wenn sie ihre Sache vertreten, so meiden sie es streng, sich auf die guten Seiten dieser Sache einzulassen, aber laut und heftig und umständlich verweilen sie bei allen Einzelnheiten, die nicht zur Sache gehören. In dem erwähnten Fall zum Beispiel wünschen sie niemals zu wissen, welches Recht oder welchen Anspruch mein Gegner an meine Kuh hat; wohl aber, ob besagte Kuh rot oder schwarz ist, ihre Hörner lang oder kurz; ob das Feld, auf dem ich sie weiden lasse, rund oder viereckig ist, ob sie im Hause gemolken wird oder draußen, unter welchen Krankheiten sie leidet und dergleichen mehr; dann suchen sie nach Präzedenzfällen, vertagen die Sache von Zeit zu Zeit und kommen in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren zu einer Entscheidung. Es läßt sich gleichfalls beobachten, daß diese Leute eine eigene Sprache oder Dialekt sprechen, den kein anderer Sterblicher verstehen kann; in dieser Sprache sind auch alle Gesetze geschrieben, und sie mühen sich emsig, sie immer mehr aus-

Digitized by Google

zubauen. Auf diese Weise haben sie das innerste Wesen von Wahrheit und Falschheit, von Recht und Unrecht ausgewechselt, so daß sie dreißig Jahre brauchen, um zu entscheiden, ob das Feld, das mir durch sechs Generationen hin von meinen Vorfahren hinterlassen wurde, mir gehört oder einem Fremden, der um dreihundert Meilen entfernt wohnt. Bei den Prozessen wider Leute, die eines Verbrechens gegen den Staat angeklagt sind, ist das Verfahren viel kürzer und löblicher: der Richter schickt erst zu denen, die im Besitz der Macht sind, um sie zu sondieren, und dann kann er den Verbrecher leicht unter strenger Beobachtung aller gehörigen Rechtsformen an den Galgen bringen oder retten."

Ich habe beim Lesen dieses Buches immer wieder den Titel aufgeschlagen, um nachzusehen, ob es nicht am Ende doch von Burckhard ist. Es ist aber wirklich nicht von Max Burckhard, und es ist auch nicht von Anatole France, und es ist nicht, wie viel auch dafür sprechen mag, von Bernard Shaw. Nein, es ist von Jonathan Swift, der 1667 geboren wurde und 1745 starb. Es ist nämlich das alte hochberühmte Buch von Gullivers Reisen in verschiedene ferne Länder der Welt, nur in einer neuen, der ersten ungekürzten deutschen Ausgabe, die jetzt Erich Reiß, ein junger Berliner Verleger, besorgt hat. Die alten Ausgaben nämlich, in denen wir es als Kinder alle kennen gelernt haben, sind für die bürgerliche Denkart hergerichtet gewesen, und was Swift damit eigentlich sagen wollte,

ist darin weggelassen worden. Das kann einem Dichter auch noch passieren. Geraten ihm einmal seine Gedanken so gut, daß die Mächtigen sie doch nicht mehr unterdrücken können, so wird dafür gesorgt, daß wenigstens bloß ihre Form zu den Nachkommen gelangt, alles Inhalts entleert, und aus einer Rebellion wird ein Hausmärchen gemacht. Vielleicht kann es auf diese Art in hundert Jahren auch Burckhards „Insel der Seligen“ noch zu einem Schulbuch bringen, ebenfalls entsprechend adaptiert, und zu Weihnachten wird dann artigen Kindern vielleicht die „Bürgermeisterwahl“ oder der „Rat Schrimpf“ vorgespielt, mit Zitherbegleitung. Denn man hat nichts mehr gegen einen Autor, sobald sich nur erst einmal ein Mittel gefunden hat, seinen Geist zu denaturieren. Für die Klassiker wird das ja bei uns sogar von Staats wegen besorgt, indem man dafür eine eigene Kaste angestellt hat, die der sogenannten Germanisten. Nun ist aber Burckhard in Oberösterreich aufgewachsen, und dies wird doch die Sache sehr erschweren, denn daher hat er eine Neigung, sich seinen Geist nicht unterschlagen zu lassen. An Versuchen, auch ihm beizubringen, daß man ja gewiß eine Meinung haben kann, sie doch aber, wenn man halbwegs klug ist, lieber für sich behält, hat's ja von allen Seiten niemals gefehlt, besonders anfangs nicht, als man noch die Hoffnung hatte, er werde sich begnügen, bloß der gewisse fesche Kerl zu sein, der zu verstehen gibt, daß er sich auskennt, aber davon weiter keinen lästigen Gebrauch macht, es gibt

Digitized by Google

Beispiele. Aber diese Hoffnung hat getrogen, er macht Gebrauch davon, auch ins Weite, er will, daß sich alle auskennen sollen, und er hört noch immer nicht auf, immer lästiger zu werden; nur ein Glück für uns, daß er kein Ausländer ist. Ja, als ob er Angst hätte, es könnte auch ihm einmal passieren, daß seine Werke gereinigt und in eine untertänige Form gebracht würden, worauf man dann ja bereit wäre, auch ihn unter unsere Klassiker aufzunehmen, mit Nachsicht des Geistes, hat er jetzt einen kurzen Auszug seiner Meinungen verfaßt, gleichsam ein Programm, das alles enthält, was er über Rechtspflege denkt, und wie sie vielleicht doch noch aus dem Sumpf gezogen werden könnte. Dieses Programm ist sicher davor, jemals populär bearbeitet zu werden; denn man müßte es dazu so lange kürzen, bis davon kein Wort mehr übrig wäre.

Es ist eine kleine Schrift, die „Der Richter" heißt, in einer „Sammlung von Abhandlungen für Juristen und Laien" erschienen, die bei Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin von Dr. Franz Kobler herausgegeben wird und sich „Das Recht" nennt. Dreiundneunzig knappe Seiten nur. Aber der ganze Burckhard ist darin, mit seinem Widerspruch. Er hat ja nämlich überhaupt zwar das Tun und Taugen der Menschen so tief erkannt, daß er daran verzweifelt, denkt aber doch Tag und Nacht noch immer nur, ihnen zu helfen. Indem er weiß, daß es nicht besser werden kann, sinnt er nach, wie es besser werden könnte. Töricht, auf Besserung der Toren zu harren, sagt

Digitized by Google

auch er sich und harrt auf sie, harrt aus; und gerade dies Bewußtsein einer tief mit der menschlichen Natur verwachsenen Schuld, das sonst aus allen Feige macht, macht ihn verwegen. In seinem Denken ist eine Stelle, von der aus man, durch Enttäuschung an der Menschenart, sehr bequem zum erbitterten Reaktionär wird. Und in seinem Denken ist eine andere Stelle, von der man gar nicht mehr weit zum Anarchisten hat. Und mit solchen Stellen im Denken hat er dennoch die Kraft, einer bürgerlichen Ordnung der menschlichen Gesellschaft zu dienen. Wenn das kein Idealist ist, hat das Wort keinen Sinn. (Worin er übrigens Ibsen und Zola so merkwürdig gleicht, die auch beide aus einer unbarmherzigen Einsicht in die menschliche Verworfenheit zum Glauben an eine frohe Gemeinschaft der Menschen in Freiheit und Gerechtigkeit gekommen sind.) Für alle Dinge hat er diesen zweifachen Blick, und so läßt er auch nicht ab, nachzusinnen, was denn zu geschehen hätte, damit wir gute Richter bekämen, obwohl er erkannt hat, daß ja das Amt des Richters mit der Natur des Menschen unverträglich ist. Unser Gefühl empört es, daß irgend ein Mensch von derselben Art, wie nun einmal Menschen eben sind, sich plötzlich, indem er eine Robe anzieht, nun auf einmal anmaßen dürfen soll, über eines anderen Menschen Freiheit und Ehre, ja Leben und Tod, zu entscheiden, und wäre dieser Richter selbst der beste Mensch sogar, der aber doch auch, wenn ihm gestern seine Frau durchgebrannt ist, heute gereizt und auf Rache an der ganzen Menschheit

Digitized by Google

gesinnt sein wird, und wenn er gestern betrunken war (nicht bloß in Kroatien wird getrunken), heute einen Kater hat, in dem dann ein Dichter einen schlechten Vers und ein Schuster einen schlechten Schuh macht, der Richter aber einen Unschuldigen an den Galgen bringt. Dieses Gefühl, das wohl jeder kennt, der einmal vor Gericht gestanden ist und es erlebt hat, wie hier fingiert wird, es könnte ein Mensch, ganz von derselben Art, wie wir nun einmal alle sind, dennoch unseren gemeinen Menschlichkeiten nicht unterworfen sein, hat manchen schon verführt, daraus zu schließen, daß, da nun doch einmal kein Mensch der Übermensch ist, der ein guter Richter sein müßte, und darum das Recht, wie die Libussa sagt, doch immer „nur der ausgeschmückte Name für alles Unrecht, das die Erde hegt", daß es deshalb eigentlich am Ende ja völlig gleich bleibt, ob wir gute Richter haben oder schlechte; das Unrecht, das nun einmal tief im Wesen alles Rechtes sitzt, bleibt dasselbe. Ja, es gibt Weltverbesserer, die darum sogar den schlechten Richter vorziehen, weil sie meinen, daß man sich gegen ihn eher empören, und die Menschheit sich dann doch noch einmal entschließen wird (wie Shakespeare ihr schon immer geraten hat), statt Recht, nach dessen Lauf doch „unser keiner zum Heile käm", lieber Gnade zu üben. Burckhard aber mit seinem praktischen Oberösterreicherverstand, der weiß, wie dumm es ist, logisch zu sein, schließt, daß gerade, weil auch der gute Richter niemals ein wahrer Richter sein kann, einer, der dem Begriff des Richters ent-

Digitized by Google

spräche, daß wir gerade darum trachten müssen, die besten Richter zu haben, die auch noch genug Unrecht anrichten werden, aber doch nicht mehr, als nun einmal, so lange der Mensch bleibt, wie er ist, unbedingt nötig ist.

Anatole France hat einmal gesagt: „Si l'on se mêle à conduire les hommes, il ne faut pas perdre de vue qu'ils sont de mauvais singes; à cette condition seulement on est un politique humain et bienveillant.“ Wir haben heute keinen in Österreich, der dies, un politique humain et bienveillant, mehr wäre als Burckhard. Darum ist man auch so froh, daß er weit weg still in St. Gilgen sitzt, mit seinen Hunden in seinem Wald.

8

Wunderlich ist es, wie wir Österreicher immer in Erwartung leben und es dann aber doch verpassen, wenn es in Erfüllung geht. Wir haben alle hier in Österreich immer das Gefühl, mehr zu sein als davon sichtbar wird. Jeder einzelne klagt darüber, das man ihn niemals zeigen läßt, was er eigentlich alles kann; und so murrt das ganze Land, daß es mit seinen Kräften still im Winkel stehen muß und sie nicht regen darf. Gar wenn in der Fremde draußen Österreicher irgendwo beisammen sitzen, hört man sie sich immer wieder wundern, wieviel dort mit Begabungen hergemacht und von ihnen erreicht werde, die wir zu Haus im Dutzend hätten; und immer heißt's wie-

Digitized by Google

der zuletzt: Wir können alles, was man irgendwo kann, wir sind ebensoviel, wir haben das alles auch, aber wir behalten es für uns, keiner kommt dazu, sich zu zeigen, man hat bei uns keine Verwendung für uns! Alle fühlen das, alle denken so, mancher sagt's, aber keiner will es ändern; sondern mit der Neigung nachzugeben, die wir nun einmal in unserem gemischten Blut haben, heißt es in Ergebung: Das ist schon in Österreich nicht anders, das ist halt schon einmal so! Eigentlich ist's aber, seien wir nur aufrichtig, mit dieser stillen österreichischen Ergebung und Entsagung ja gar nicht so weit her. Im geheimen hoffen wir doch alle von Tag zu Tag, daß sie sicher einmal vom Schicksal belohnt werden und unsere Bescheidenheit plötzlich strahlend siegen wird, etwas märchenhaft stellen wir uns ja gern das Völkerleben vor. So hofft sich jeder einzelne, daß schon einmal ein Wunder mit uns geschehen wird, und es hofft's das ganze Land. Ich werd's nicht ändern, sagt sich jeder, es tät uns halt ein Mann not, ein Mann und eine Tat. Und wir warten alle noch immer auf diesen Mann mit seiner Tat, und bis dahin fassen wir uns in Geduld. Schön ist das von uns, aber es kann uns passieren, daß der ersehnte Mann mit der vorberühmten Tat in unserer Phantasie so über alles Menschenmaß hinauswächst und so groß in unserer Hoffnung wird, daß wir, wenn einmal wirklich einer kommt und wirklich eine geschieht, enttäuscht sein werden. Das ist alles? wird's dann heißen, ich hab mir ihn größer

Digitized by Google

gedacht, den großen Mann! Denn das Denken hat das voraus, daß es von keiner Wirklichkeit erreicht werden kann. Und im Märchen tritt plötzlich ein Prinz aus dem Busch, aber im Leben geschehen die Wunder ganz still, indem sich eine Tat langsam auf die andere stellt, und noch eine und wieder eine, bis endlich eine dann so hoch steht, daß alle sie von allen Seiten sehen. Und im Leben wird einer nur dadurch ein großer Mann, daß es vor ihm viele kleine gibt, auf die er steigen kann. Seine Füße sind auch nicht größer, es sieht nur so aus; er reicht ja wirklich bis an die Wolken, aber auf den Schultern der anderen. Damit einem Volk ein großer Mann erscheinen kann, müssen sich hundert Jahre lang viele kleine hinstellen, einer über den anderen; wer dann nach diesen hundert Jahren auf den letzten tritt, der ist groß, denn er hat die Größe von den hundert Jahren unter sich. Es wird sich aber niemand hinstellen, wenn man jedem die Lust dazu vertreibt. Bei uns stellt sich niemand hin, weil's immer gleich heißt, er sei doch der Große nicht, den wir erwarten, er soll sich nichts einbilden! Und so sitzen wir in unserer Erwartung und werden es verpassen. Und in hundert Jahren wird man sich auf unseren Gräbern wundern, wie merkwürdige Menschen es doch damals in Österreich gegeben hat oder gegeben hätte, voll Mut und Tätigkeit und Tüchtigkeit, eine ganze Menge, und wieviel überall durch sie vollbracht worden ist oder vollbracht worden wäre. Und am meisten wird man sich aber darüber wundern, daß es solche Men-

Digitized by Google

schen gegeben hat und solche Werke geschehen sind, ohne daß wir etwas davon bemerkt hätten.

Wir haben an unseren Menschen und ihren Werken keine Freude. Was einer kann, wird ohne Dank hingenommen, als wär's nur seine Schuldigkeit. Für ihn ist das ja noch nicht einmal so schlimm. Er hat doch, was er kann; das ist am Ende Lohn genug. Den Schaden haben wir selbst, denn weil wir keinem danken und nichts bewundern, fehlt's in der Luft um uns immer an jener Ladung mit Lust und Stolz und Mut, durch die der Ängstliche Vertrauen gewinnt, der Vorsichtige sich hinreißen läßt, der Tapfere zum Helden wird und so jeder weit über seine Kraft schießt, alles einsetzt und sich alles zutraut. In einem Land, wo die Tätigen und Tüchtigen unbenützt bleiben, wird die Luft so dünn, daß jedem der Atem vergeht. Ich fürchte, käm selbst wirklich einmal der vielerflehte Mann der großen Tat, er bliebe unbemerkt und unbenützt, es ging ihm wohl bald unter uns der Atem aus. Denn zum Atmen braucht, wer schaffen soll und wirken will, die große Freude ringsherum. Mitleid haben wir allenfalls, wenn's einem schlecht geht, aber an Mitfreude fehlt's uns. Wir freuen uns zu wenig über die Menschen, die wir haben, und über die Werke, die sie tun. Das denk ich mir immer und denk mir's jetzt wieder, so oft ich an die zwei Prachtbuben denke, die Renner Buben in Graz.

Wär das in England oder Frankreich ein Tumult,

Digitized by Google

wenn sie so zwei hätten, die Welt würde davon hallen! Der eine ist neunzehn, der andere siebzehneinhalb, Artisten sind's, Akrobaten, dem Vater behilflich, der Elefanten dressiert, sind durch die Welt gesprungen und haben sich umgetan, da fällt ihnen ein, Fliegen müßt noch schöner sein. Und sie fliegen! Sie denken sich aus, wie man vielleicht fliegen könnt, und was sie sich ausgedacht haben, richten sie sich her und basteln herum, bis es geht; es muß gehen, es wird schon gehen. Und es geht, und sie fliegen! Sie fliegen ab, sie fliegen zurück, sie fliegen vergnügt um den Schloßberg herum. Niemand hat ihnen geholfen, sie waren ganz allein, und ganz allein haben sie in ein paar Monaten fertiggebracht, was in allen den Jahren dem gelehrten Tiefsinn unserer gelernten Aviatiker niemals gelang. Denn diese sind Fachmänner, die Buben aber haben gar nichts gelernt, sie können's nur. Ganz ungebildet fliegen sie, wie der Vogel fliegt. Schon Leonardo hat sich das gedacht und hat gern den Vögeln zugesehen, um es ihnen abzusehen; er ist aber vorher gestorben. Da kommen zwei so Buben, der eine neunzehn, der andere siebzehneinhalb, und die können's. Kein Mensch will's ihnen glauben, sie denken sich, man wird's schon sehen, und sie ziehen sich eine weiße Dreß an, schwingen die Mützen und lachen. So fliegen sie, sie können's halt. Ganz wie sie sich's gedacht haben, geht's, alles geht was der Mensch sich denkt, er muß es sich nur stark genug denken, mit seines vollen Herzens ganzer Kraft (das andere

Digitized by Google

hat ihnen dann der Fabrikant Puch besorgt, für das andere findet sich dann immer irgend ein Puch). Ist das nicht wunderschön? Pindar hat geringere Helden angesungen, d'Annunzio hätte die zwei mit dantesken Oden verbrüht, in England wären sie durch öffentliche Spenden schon für ihr ganzes Leben versorgt, und der deutsche Kaiser hätte jeden amtlich zum größten Jüngling des zweiten und dritten Jahrtausends ernannt!

In Graz ist man ja auch sehr stolz auf sie. Nur bis man halt bei uns von einer Stadt in die andere kommt, da zieht sich halt der Weg. Es gibt nämlich bei uns Grazer, es gibt Wiener, es gibt vielleicht auch Prager (obwohl das schon ziemlich unsicher ist), aber Österreicher gibt es nicht. Daher kommt das. Und Österreicher wird es niemals geben, wenn wir uns nicht angewöhnen, auf die Menschen, die was können, stolz und ihrer Taten froh zu sein. Wir sagen immer, neidisch hinaufblickend: Ja, draußen im Reich haben sie manchen großen Mann! Wir vergessen dabei nur: die draußen machen ihre großen Männer auch groß! Denn sie wissen: jeder, den ein Volk in Ehren hält, mehrt seines ganzen Volkes Ehre! Und sie wissen, daß es vielleicht gar nicht so sehr auf den Mann und auf die Tat ankommt, als darauf, mit welcher Kraft ein Volk ihn dann im eigenen lebendigen Gemüt umgibt und an seiner Tat neue Hoffnungen, feste Wünsche, frohe Zuversicht zieht, wie große gelbe Birnen am Spalier. Das könnten wir von den Berlinern lernen! Ich

Digitized by Google

meine gar nicht, daß wir uns gleich überschlagen sollen, weil jetzt auch in Graz geflogen wird. Das ist schließlich nichts so Großes. Aber ich wundere mich doch, wie gleichgültig man bei uns den beiden Buben zusieht. Sie haben es doch vollbracht, daß man sich in Österreich einmal über etwas freuen kann. Es gibt jetzt zwei Buben in Österreich, über die man sich freuen kann. Das ist doch schon sehr viel.

9

Der Versuch, den „Feldherrnhügel", ein lustiges Stück von Roda und Rößler, das von der Zensur erlaubt und neunzehnmal unangefochten gespielt worden war, nachher hinterrücks abzumurksen, ohne Verbot, bloß durch einen Druck auf den Direktor, der durch Drohungen und Versprechungen zugleich bestimmt werden sollte, das unbequeme Ding unmerklich verschwinden zu lassen, hat Aufsehen erregt, als ein besonders auffälliges Beispiel der Rechtsunsicherheit, in der wir leben. Niemand weiß hier, was ihm eigentlich erlaubt und was verboten ist. Da nämlich unsre Gesetze nicht angewendet werden, hat man keine Möglichkeit, sich darüber irgend eine Gewißheit zu verschaffen. Was manchen erlaubt ist, ist andern verboten — es hängt von ihren Beziehungen ab, und hauptsächlich davon, ob sie einen Hofrat zum Onkel haben. Aber auch was einem erlaubt ist, bleibt ihm deswegen noch nicht erlaubt; Er-

Digitized by Google

laubnis und Verbot wechseln mit dem Wind, der oben weht. Und wie sie je nach der Zeit wechseln, wechseln sie auch je nach dem Ort; in Graz herrscht eine andre Sittlichkeit als in Prag, je nach dem Präsidenten des Oberlandesgerichts. Auch wer einen Hofrat zum Onkel hat, selbst der ist nie ganz sicher, nicht eingesperrt zu werden, gar, wenn er in einen andern Sprengel kommt. Dies gibt dem ganzen Leben bei uns einen gewissen aufregenden Reiz; es läßt sich ja nicht leugnen, daß es in gesetzlosen Zeiten viel romantischer zugeht und in der Willkür ein einzelner verwegner Mann sich ganz anders ausbreiten kann als in rechtmäßigen Zuständen, die wirklich nichts Spannendes haben, weil man da doch alles im voraus weiß. Das erklärt auch die Vorliebe unsrer Ästheten oder Artisten für die Räuberromantik der österreichischen Verwaltung; sie haben Angst, Österreich könnte, wenn auch hier einmal Achtung vor dem Gesetz eingeführt würde, viel von seiner Farbe verlieren und am Ende nicht mehr so pittoresk sein.

Pittoresk ist das Verfahren mit dem „Feldherrnhügel" ja jedenfalls gewesen. Er hat zuerst die höchst langwierige, lächerliche Behandlung bei unsrer offiziellen Zensur durchgemacht, von der zunächst ein Stück wochenlang ausgeschnüffelt wird. Sie hat natürlich auch hier viele Verbrechen entdeckt, aber nachdem diese getilgt worden waren, schließlich dem verdächtigen Ding doch zugestimmt. Die Generalprobe kam, und da sitzt ja hier immer die Behörde

Digitized by Google

dabei, um sich noch einmal zu überzeugen, ob nicht durch ein gefährliches Augenzwinkern oder einen hochverräterischen Schnurrbart das Reich erschüttert werden könnte. Sie hat diesmal nichts gefunden. Die Erlaubnis wurde denn erteilt. Das Stück wurde neunzehnmal gespielt, immer in Gegenwart der Behörde. In jeder Vorstellung ist ja bei uns die Behörde da. Und die Behörde trug nach jeder Vorstellung in das Buch ein, daß alles in Ordnung gefunden worden war. Dann aber, nach der neunzehnten, ist etwas geschehen, was wir noch immer nicht genau wissen. Irgendwem muß das Stück mißfallen haben. Das war natürlich das gute Recht dieses Irgendwer. Und er muß nun dem Statthalter oder dem Polizeipräsidenten mitgeteilt haben, daß es ihm mißfalle, daß solche Stücke nicht nach seinem Geschmack seien und daß solche Stücke lieber nicht aufgeführt werden sollten. Was natürlich auch sein gutes Recht war; auch ich habe manchmal, wenn ich aus dem Theater komme, bei manchen Stücken solche Wünsche — das Glück ist offenbar nur, daß ich mit dem Statthalter nicht genügend bekannt bin. Der Irgendwer aber war mit dem Statthalter genügend bekannt und dieser, um sich ihm gefällig zu zeigen, beschloß, die Aufführungen des Stückes einzustellen. Auch dagegen läßt sich schließlich noch immer nichts sagen, wofern der Statthalter irgend ein gesetzliches Verfahren eingeschlagen hätte, durch das die Entscheidung der ersten Behörde mit Gründen angefochten, der Fall vor eine höhere Behörde gebracht und nun von

Digitized by Google

dieser jene Erlaubnis aufgehoben und in ein Verbot verwandelt worden wäre. Man könnte dann über dieses Verbot streiten, doch das hier geltende Gesetz wäre nicht verletzt worden. Aber das Gesetz anzuwenden, hat man den Statthalter erst zwingen müssen. Zunächst tat er dies noch immer nicht, sondern er ließ den Direktor zur Polizei holen, wo diesem zugemutet wurde, das Stück unauffällig sacht verschwinden zu lassen. Man empfahl ihm die Erkrankung eines Schauspielers, wofür man ihm, der sein Theater ohne die nach unsern Verordnungen dazu notwendige Konzession führt, diese nun zu erteilen versprach, wogegen man ihm, wenn er Geschichten mache, sein Theater zu sperren drohte; denn, wenn in Österreich jemand versucht, auf seinem Rechte zu bestehen, nennt man dies „Geschichten machen", das ist der technische Ausdruck dafür. Der Direktor machte natürlich keine Geschichten, aber wir machten sie: die Dichter verlangten ihr Recht, die Freie Volksbühne schloß sich ihnen an, dann auch der Bühnenverein und der Verband der Autoren. Wir sagten: Solange das Stück nicht verboten ist, hat der Direktor die Pflicht, es aufzuführen; soll es nicht mehr aufgeführt werden, so verbietet es! Der Direktor, zwischen unseren Drohungen (wir konnten ja den Boykott über ihn verhängen) und den Drohungen der Behörde, sein Theater zu sperren, eingeklemmt, bat die Behörde, das bisher noch immer erlaubte Stück auch ferner zu erlauben oder aber es jetzt zu verbieten. Sie verweigerte dies, es sei denn,

Digitized by Google

daß der Direktor ein besondres Gesuch einreiche, in dem das Verbot des Stückes ausdrücklich verlangt werde. Merkwürdigerweise schämte der Direktor sich doch, das Gesuch einzubringen, die Behörde möge das von ihr erlaubte Stück auf die Bitte des Direktors hin verbieten. Er schlug ihr aber vor, das von ihr erlaubte Stück abzuändern, damit es noch erlaubter werde. Er war bereit, eine Art Kostümstück daraus zu machen, in dem durchaus nichts mehr auf unser Land bezogen oder so gedeutet werden könnte, als wären wir damit gemeint. Die Behörde schien im ersten Augenblick einzuwilligen. Aber es sei dazu notwendig, die Zustimmung des Zensurbeirats einzuholen. Dieser Zensurbeirat ist eine Erfindung Körbers. Körber hatte die Methode, wenn sich doch einmal das öffentliche Gewissen zu regen schien, es durch Erlässe zu beschwichtigen. Er war ein guter Stilist, der über alle Beteuerungen des Rechts und der Freiheit verfügte. Wären seine Erlasse jemals von seinen Beamten ernst genommen und auch nur zum Teil ausgeführt worden, so hätten wir einen Rechtsstaat. So weit trieb er es aber nicht und die Beamten verstanden, daß er dies keineswegs meinte. Sein Rechtsgefühl und sein Freiheitssinn blieben auf dem Papier. Auf dem Papier blieb auch der hohe Rat, den er der Zensur beigab, um sie vor den ärgsten Dummheiten zu bewahren. Ihr Urteil, hieß es, sollte von Leuten geprüft werden, die der Literatur etwas näher stünden, als die Polizei. Dazu wurden nun aber einige Herren ausgewählt, die vielleicht auf andern

Digitized by Google

Gebieten tüchtig sind, jedoch zur Literatur, jedenfalls zur dramatischen, keine Beziehung haben. Dies war die Methode Körbers. Die Behörde benützte denn auch den Beirat sogleich, um Verfügungen, deren sie sich selbst doch geschämt hätte, von ihm verantworten zu lassen. Er wird einberufen, um Stücke zu verbieten, die zu verbieten die Behörde doch Bedenken hat. Er funktioniert ausgezeichnet, er hat noch nie versagt. Er hat auch diesmal nicht versagt: er verbot sogleich das von der Zensur erlaubte Stück.

Und nun kann niemand mehr behaupten, daß in Österreich das Gesetz nicht angewendet werde. Es wird nicht gleich angewendet, die Behörde versucht es zuerst lieber anders, heimlich und hinterrücks, durch Drohungen und Versprechungen, sie geht lieber den ungesetzlichen Weg, aber wenn man es durchaus will, wenn man Lärm macht, wenn man schimpft und schreit, zeigt sie schließlich, daß sie sich schon auch einmal gesetzlicher Mittel bedienen kann. Hätte sie das aber gleich getan, so wären wir ja nicht in ganz Europa wieder einmal ausgelacht worden. Für die Belustigung Europas zu sorgen scheint ihr das Wichtigste zu sein.

Charakteristisch für unsre Verwaltung ist nicht, daß das Stück schließlich verboten wurde. Charakteristisch ist, daß sie zu feig war, es gleich zu verbieten, und deshalb versuchte, es ohne Verbot abzutreiben. Österreich ist ein Militärstaat. Seine Machthaber sind der Meinung, des Militärs gegen den äußern und gegen den innern Feind nicht entraten zu können. Der Militärstaat bringt es mit

Digitized by Google

sich, daß der Militärstand als eine besondre Kaste, von allen andern Klassen abgeschlossen und über alle andern Klassen erhöht, mit besondern Vorrechten auftritt und mit ungewöhnlichen Würden, ja fast mit einer Art von Heiligkeit umgeben wird. Darauf beruht der Militärstaat schließlich, und wer ihn für notwendig hält, wird auch dieser Devotion vor dem Militärstand zustimmen müssen und es begreifen können, daß man ein Stück verbietet, das durch seine harmlosen Neckereien für manches Gefühl die Ehrfurcht vor dem Militärstand zu verletzen scheint. Man kann dann sagen: Schade, daß wir in einem Militärstaat leben! Man kann es auch benützen, um gegen den Militärstaat zu agitieren, und kann sagen: Seht, zu welchen Folgen der Militärstaat führt! Man kann es aber dem Militärstaat nicht verdenken, daß er ein Militärstaat bleiben will und alles abwehrt, worunter die fast religiöse Verehrung des Militärstandes leiden könnte, und jedes gesetzliche Mittel anwendet, um ein Stück zu verbieten, in dem Offiziere nicht als vollkommne Idealgestalten dargestellt werden. Allerdings ist im Deutschen Reich der Zapfenstreich nicht verboten worden. Man war eben dort offenbar der Meinung, den Militärstaat auch gegen dieses Stück behaupten zu können. Wenn man dieser Meinung bei uns nicht ist, sondern von der Schnurre der Herren Rößler und Roda Gefahren für den Militärstaat befürchtet, so kann man darüber streiten, nicht aber über sein Recht, sich nach Kräften zu wehren und ein so verdächtiges Stück abzu-

Digitized by Google

weisen. Was ein Militärstaat zu seiner Erhaltung für notwendig hält, darüber steht schließlich den Gegnern des Militärstaats kein Urteil zu, sondern nur ihm selbst und seinen eignen Machthabern. Es hat sich nun gezeigt, daß die Machthaber des österreichischen Militärstaats der Meinung sind, die Schnurre der Herren Rößler und Roda sei mit dem Ansehen unsres Militärstands unvereinbar. Ob unsre Machthaber mit dieser Meinung recht haben oder unrecht, kann ich nicht ermessen. Ich muß aber zugeben, daß sie wenn sie nun einmal, mit Recht oder mit Unrecht, dieser Meinung sind, die Pflicht haben, uns vor Aufführungen eines solchen Stückes zu schützen. Sie haben dazu ja eine eigne Behörde, die darüber zu wachen hat: eben unsre Zensur. Ich bin kein Freund des Militärstaats und bin kein Freund der Zensur, aber ich beuge mich vor der Tatsache, daß wir in einem Militärstaat und unter einer Zensur leben. Nur muß ich aber nun doch fragen: Warum funktioniert dann die Tatsache unsrer Zensur so schlecht? Wie kommt die Zensur dazu, überhaupt ein Stück zu erlauben, das, nach der Meinung der Machthaber, wie wir jetzt erfahren, eine Gefahr für das Ansehen unsers Militärs ist? Ist unsre Zensur so wenig mit der Meinung unsrer Machthaber vertraut? Hat unsre Zensur so wenig Sinn für das Ansehen unsers Militärs? Man hört doch jetzt sogar erzählen, in diesem Stücke wären Erzherzoge verspottet worden. Haben wir also eine Zensur, mit deren Zustimmung Erzherzoge verspottet werden? Und der Be-

Digitized by Google

amte, der ein Stück erlaubt hat, das, wie es jetzt auf einmal heißt und wie der Zensurbeirat noch ausdrücklich bestätigt, unsern Militärstand und unsre Erzherzoge lächerlich macht, dieser Beamte bleibt im Amt, und man hört noch immer nicht, daß er fortgejagt worden sei? Hat Zensur irgend einen Sinn, so kann es doch nur der sein, die Meinung der Machthaber auszuführen, das Ansehen ihrer Einrichtungen zu schützen und dafür zu sorgen, daß ihr Wille geschehe, nicht aber auch noch den Machthabern heimlich ein Bein zu stellen. Eine Zensur wie die unsre, die das Volk gegen die Machthaber erbittert, aber dabei die Machthaber nicht einmal vor unbequemen Meinungen schützt, sondern sich noch ein Vergnügen daraus macht, sie hinterrücks dem Spott preiszugeben, ist eine Karikatur. Und diese Karikatur einer Zensur die auch noch ihren eignen Herrn verrät, die überall Verwirrungen anrichtet, die das Gesetz verhöhnt, jeden gegen die Machthaber erbittert und dann erst noch an der Verspottung der Machthaber schadenfroh mitwirkt — die haben nur wir in Österreich ganz allein! Denn die ist nur mit österreichischen Beamten möglich, die das Gesetz nicht achten, die Mächtigen nicht achten, das Volk nicht achten, kein Rechtsgefühl haben, kein Pflichtgefühl haben, sondern in allem immer nur ihrer eignen Allmacht dienen, der Selbstherrlichkeit der Bureaukratie.

In andern Ländern wird die Bureaukratie zuweilen dadurch unbequem, daß sie den Staatsbegriff überspannt.

Digitized by Google

In Österreich hat die Bureaukratie gar keinen Staatsbegriff. Sie hat sich längst unabhängig vom Staat und selbständig gemacht. Sie hat sich neben dem Staat etabliert, auf eigne Faust und voll Eifersucht, voll Neid, voll Mißtrauen gegen ihn. Ihre einzige Beziehung zum Staat besteht darin, daß sie so freundlich ist, sich von ihm bezahlen zu lassen. Sonst lebt sie in einem permanenten geheimen Widerstand gegen ihn. Jeder österreichische Beamte ist ein Frondeur gegen den Staat. Das Gesetz benützt er nur dazu, um den Staat in Verlegenheit zu bringen. Für sein eigentliches Amt hält er es, nachzuweisen, wie das Gesetz umgangen werden kann. Wer etwa bei uns eine Fabrik baut und sich zur Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften an die Behörde wendet, erfährt von dem Beamten zunächst, daß nach den gesetzlichen Vorschriften diese Fabrik überhaupt unmöglich ist. Dann aber erklärt der Beamte sich gern bereit, diese nach den gesetzlichen Vorschriften unmögliche Fabrik zu ermöglichen, indem er nun die Mittel angibt, an dem Gesetz vorbeizukommen. Eine Haupttätigkeit unsrer Bureaukratie besteht auch darin, die Beschlüsse des Parlaments oder die Absichten der Minister durch die Art, wie der Bureaukrat sie ausführt, lächerlich und unmöglich zu machen. In diesem allem ist ein System: es soll dadurch dargetan werden, daß es nichts nützt, das Recht für sich zu haben, wenn man nicht die Bureaukratie für sich hat. Es soll jedem jeden Tag bewiesen werden, daß die Bureaukratie die einzige wirkliche Macht in Öster-

Digitized by Google

reich ist. Wer sie für sich hat, kann der Dynastie trotzen, das Gesetz verachten und sich gegen das Volk vergehen — es geschieht ihm nichts, weil er die Bureaukratie für sich hat. Wer aber die Bureaukratie nicht für sich hat, dem kann keine Macht in Österreich helfen, er kommt zu keinem Recht. Diese Meinung sucht die Bureaukratie möglichst zu verbreiten. Wer auf ein Recht pocht, erhält von jedem österreichischen Beamten immer zur Antwort: „Mit dem Gesetz werdens da nicht weit kommen!“ Macht er sich dann aber vor dem Beamten klein und verlegt sich aufs Bitten und Kriechen und Betteln, so heißt's: „Ich werd schauen, Ihnen das zu richten!“ Unsre Bureaukratie sucht jedem Österreicher den Glauben zu erhalten, daß man ohne sie nichts in Österreich könne oder dürfe, daß aber sie einem in Österreich alles zu richten wisse. Diesen Glauben an ihre Allmacht zu befestigen, ist ihr einziges Prinzip. Die Bureaukratie, das Mittel des Staats, hat sich bei uns vom Zweck befreit: statt dem Staat zu dienen, bedient sie sich des Staats, um, indem sie alle gegen alle hetzt, den Staat mit der Kirche, die Dynastie mit dem Volk, jede Nation mit jeder andern entzweit und an jeder Macht nagt, allein über alle zu herrschen. Das ist der ganz einzige Zustand Österreichs. Wer nicht erkennt, daß uns im geheimen ganz allein eine bureaukratische Verschwörung regiert, wird Österreich nie begreifen. Wer den österreichischen Beamten nicht kennt, in seiner ungeheuern Gewissenlosigkeit, besessen von der Gier, alle Macht an

Digitized by Google

sich zu reißen, verräterisch nach oben und nach unten, losgelöst von jeder sittlichen Empfindung, diesen grotesken Tyrannen, der alles wagen darf, weil er nichts zu verantworten hat, weil er immer anonym bleibt, weil er nirgends zu fassen ist, weil nichts ihn bändigt, kein Rechtsbegriff, kein Pflichtgefühl, keine Liebe zum Vaterland, keine Rücksicht auf den Staat, keine Furcht vor dem Volk, und weil diesem entsetzlichen Phänomen eines durchaus amoralischen Ungeheuers für jeden Kopf, den man ihm abschlägt, gleich tausend neue Köpfe nachwachsen, der wird nichts von allem je begreifen können, was sich täglich bei uns begibt. Es begibt sich bei uns täglich aufs neue der Triumph des Hofrats über Österreich.

Neben dem Österreich beherrschenden Bureaukraten sind die Dynastie, alle Stände, alle Klassen, alle Nationen, alle Parteien, alles, was in andern Ländern Macht ausübt, bloße Figuranten. Das Elend unsrer bürgerlichen Parteien ist es, daß keine jemals auch nur ahnt, wie jede nur immer von der Bureaukratie geschoben wird, um jene Verwirrung zu vermehren, in der der Bureaukrat dann immer wieder den Staatsretter spielen kann. Die Partei der Arbeiter allein scheint zu verstehen, daß der Kampf gegen die Bureaukratie sein muß. Sie hat ihr den stärksten Schlag versetzt, durch das allgemeine Wahlrecht. Dieses so zu verfälschen, daß man den Glauben daran wieder verliert, dafür setzt die Bureaukratie nun ihre ganze Kraft ein, dazu hat sie sich jetzt mit den Nationalisten verschworen.

Digitized by Google

Wer den österreichischen Beamten nicht kennt, dem bleibt auch der Fall Hofrichter unerklärlich, der jetzt seit Wochen unsre Stadt aufregt. Darüber ist nun ein ganz ausgezeichnetes Buch erschienen: Der Fall Hofrichter von Max Winter (bei Albert Langen in München). Max Winter ist ein wirklicher Journalist, einer, der nicht dieses Metier verdrossen und ermüdet zum Broterwerb betreibt und aufatmet, wenn die Zeilen voll sind, sondern der die große Passion der Neuigkeit hat, dem es nicht genügt, sein Blatt zu füllen, sondern der auf die Zeit einwirken, der mithelfen, raten, trösten, Unrecht verhüten, Recht erstreiten will. Seine Schilderungen aus dem unterirdischen Wien, aus dem Glasmacherland, aus dem Leben der Holzknechte im Böhmerwald, sind vortrefflich. Er ist ein Journalist mit Augen und Ohren; und was noch seltener ist, einer, der sich die Zeit läßt, ein Herz zu haben. Der hat nun den Fall Hofrichter von Tag zu Tag aufgeschrieben. Wie ein Polizist eine Spur zu finden glaubt, der er nun, seiner Pflicht gemäß, folgt. Wie nun aber allmählich, als diese erste Spur nur einen Verdacht, keinen Beweis ergibt, als sie von Tag zu Tag immer dürftiger und es immer wahrscheinlicher wird, daß man einen Unschuldigen mit diesem entsetzlichen Argwohn quält, als sich andre Spuren zeigen, die auf einen andern Täter deuten, dem nach allem, was man von ihm weiß, psychologisch die Tat viel eher zuzutrauen ist als dem armen Häftling, den keiner, der ihn kennt, für schuldig hält — wie nun da jetzt auf einmal der Polizist fast den Ein-

Digitized by Google

druck macht, in diesem furchtbaren Prozeß selbst zur Partei zu werden. Und wie nun schließlich, so sehr man sich wehren mag, der Verdacht wächst, als wenn es sich heute nur noch darum allein handle, auf keinen Fall und um keinen Preis zuzugeben, daß sich die Behörde auch einmal geirrt haben kann. Mir ist jener Polizist nicht unmäßig sympathisch, weil mir seine Art nicht besonders gefällt, jedes Verbrechen, dem er nachzuspüren hat, zur Verherrlichung seiner eignen Genialität zu benützen; kein Schauspieler macht mehr Reklame für sich, immer wieder müssen wir hören, wie weit er den Sherlock Holmes noch übertrifft. Aber das ist Geschmacksache. Trotzdem scheint er wirklich begabt, klug und geschickt zu sein. Ich will auch an seinem guten Glauben nicht zweifeln; er ahnt vielleicht selbst nicht, in welcher Gefahr er ist. Aber es kann ihm geschehen, daß er sich lieber den Schuldigen entgehen läßt, nur damit die Behörde recht behält. Ein einzelner ist dafür gar nicht verantwortlich zu machen, der Geist seiner Kaste steckt ihn an. Keiner, der einmal dem österreichischen Bureaukratismus verfallen ist, hat je die Kraft, innerlich der schlimmsten Abart des Cäsarenwahns zu widerstehen: unserem Beamtenwahn.*)

*) Inzwischen ist Hofrichter vom Militärgericht verurteilt worden; ich glaube heute noch: unschuldig.

Digitized by Google

Voriges Jahr war ich genötigt manchmal von Innsbruck nach Salzburg zu fahren. Mir paßte der Zug, der um sieben Uhr zehn in der Früh Innsbruck verläßt, um zwölf Uhr fünfundvierzig in Salzburg eintrifft und um ein Uhr zehn nach Wien weiter fährt; so las ich es nämlich im Fahrplan, es war aber anders: niemals verließ er Innsbruck um sieben Uhr zehn, traf niemals um zwölf Uhr fünfundvierzig in Salzburg ein und fuhr niemals um ein Uhr zehn nach Wien ab, sondern er hatte sich andere Zeiten gewählt. Von irgend einer Unregelmäßigkeit konnte man eigentlich nicht sprechen, nur hielt er sich an seine eigene Regel, die nicht im Fahrplan verzeichnet war. Ich bin Österreicher, also kein Pedant, wir sind für Freiheit, warum soll sich nicht auch die Eisenbahn ihre nehmen? Auch behagt es unserem südlich romantischen Sinn, daß dadurch das Reisen an Aufregung, Spannung und Überraschung gewinnt. Wie langweilig ist es, schon im vorhinein zu wissen, wann man ankommt und wo! Während die Ungewißheit unseres Schicksals einen dramatischen Reiz hat und man, jeden Augenblick unerwartet vor neue Begebenheiten gestellt, zu neuen Entschlüssen aufgefordert, doch ganz anders seine Tatkraft, Schlagfertigkeit und Lebenskunst bewähren kann. Hannibals Hochgefühl als er über die Alpen kam, diesen Rausch des Siegers, der unmenschlicher Gefahren und Beschwerden

Digitized by Google

durch männlichen Mut und ausharrende List Herr geworden, kann sich jeder Österreicher durch Lösung eines Billetts nach Neulengbach erwerben; wofern es ihm nämlich dennoch gelingt dort anzukommen. In unserer bürgerlichen Zeit müssen uns doch solche Anlässe zum Heldentum willkommen sein. Nun begab es sich aber, daß ich auch heuer einmal von Innsbruck nach Salzburg wollte. Ich schlug im Fahrplan nach, siehe da stand noch immer derselbe Zug von sieben Uhr zehn auf dem lügnerischen Papier! Man hat Charakter in den Bureaus unserer Verwaltung, man gibt nicht nach, man beharrt auf dem Beschluß, der einmal gefaßt worden ist, mag sich ihm auch die Realität hundertmal widersetzen. Doch zeigt es sich, daß die Realität nicht weniger Charakter hat, und in diesem edlen Wettstreit kamen wir denn um ein Uhr fünfundzwanzig nach Salzburg, statt um zwölf Uhr fünfundvierzig, auch heuer. Mein Anschluß nach Ischl war versäumt, meine Tagesordnung zerstört, und ich konnte mich in einem wunderbaren Gefühl von unverdienter Freiheit drei Stunden lang jeder Laune, jedem Abenteuer, jeder Willkür überlassen. Aus Dankbarkeit beschloß ich am nächsten Tag zur Fahrt nach Wien wieder denselben so spannenden Innsbrucker Zug zu nehmen und war, als ich um halb eins auf den Salzburger Bahnhof kam, voll Erwartung und Begier, was sich nun wohl heute wieder alles zutragen würde. Ich trat sogleich zur Tafel, wo die Verspätungen notiert sind. Nichts stand da. Dies befremdete mich.

Digitized by Google

Was sollte das bedeuten? War am Ende das Bureau doch einmal stärker geblieben als die Realität? Welch ein Triumph des Geistes über die Wirklichkeit! Oder machte sich die Realität nur einen grausam phantastischen Witz, da ja dieser Innsbrucker Zug, zum ersten Mal seit Menschengedenken wirklich um zwölf Uhr fünfundvierzig in Salzburg einfahrend, doch in der Tat etwas Grausiges, unsere sämtlichen österreichischen Denkgewohnheiten Verheerendes, über lieb gewordenes Herkommen vernichtend hinweg Brausendes hätte? Mir wurde bang, denn meine Phantasie ließ mir alle Gefahren erscheinen, denen wir ausgesetzt wären, wenn dieser Zug nun unversehens einmal fahrplanmäßig in den Stationen ankam, zu Zeiten also, wo niemand ihn erwarten konnte, niemand auf ihn vorbereitet, nichts für ihn gerüstet war und der lähmende Schrecken vor dem unbegreiflichen Ereignis alles Denken verwirren, alle Besinnung niederschlagen mußte. Doch inzwischen war der schwarze Zeiger der großen Uhr schon über die Stunde der Gefahr hinausgerückt und rückte noch immer unaufhaltsam vor, ohne irgend ein Anzeichen des Innsbrucker Zuges. Ich atmete auf. Als es aber längst ein Uhr vorüber und noch immer nichts vom Innsbrucker Zug zu sehen oder auch nur aus der Ferne zu hören war, fing ich mich zu langweilen an und hätte mich gern zum Zeitvertreib ein wenig mit dem Portier unterhalten. Mit der Schüchternheit, die der Österreicher vor hochgestellten Beamten aus schlimmen Erfahrungen hat, begann ich im

freundlichsten Dialekt: „Der hat halt auch alleweil Verspätung!" Mit strengem Blick sah mich da der Portier an und erwiderte, vorwurfsvoll verwundert: „Heut hat er ja kane!" Und mit Stolz wies er nach der Tafel hin, auf der nichts geschrieben stand. Ich aber faßte mir das Herz, nach der Uhr hinzuweisen, auf der es ein Uhr fünf war. Ja, so weit trieb ich die Verwegenheit, laut zu sagen: „Ein Uhr fünf, während er um zwölf Uhr fünfundvierzig kommen soll, und noch sieht und hört man nichts von ihm!" Da schüttelte der Portier das zornige Haupt und sprach: „Wegen zwanzig Minuten! Jetzt wär das vielleicht a schon a Verspätung!" Und er ließ mich stehen und ging weg. Und lange Zeit noch sah er immer wieder bisweilen nach mir zurück, maß mich, schüttelte den Kopf und ich hörte ihn noch immer wieder knurren: „Was die Leit eigentlich glauben! Wegen zwanzig Minuten! Jetzt soll das a schon a Verspätung sein!" Seine Kollegen traten zu ihm, er zeigte mich ihnen, alle sahen mich an und erstaunten. Ich schämte mich. Und der Innsbrucker Zug traf ja wirklich auch schon um ein Uhr vierzehn ein.

Der Gedanke, daß ein Zug auch einmal zur richtigen Zeit ankommen könnte, scheint der österreichischen Verwaltung unfaßlich; sie findet, daß das eine der Übertreibungen ist, in denen sich irre geleitete Schwärmer jetzt gefallen. Sie kann sich so wenig dazu bequemen, als sie bereit ist, den Wahn zu unterstützen, man erwerbe durch ein Billett das

Digitized by Google

Recht auf einen Sitzplatz im Zug, ja vielleicht gar noch auf ein Licht, bei dem man Zeitungen lesen kann, was sie doch durchaus nicht wünscht, besonders seit sich diese der üblen Gewohnheit ergeben haben, eine ständige Rubrik über die täglichen Unfälle, Schlampereien und Störungen im Betrieb der österreichischen Eisenbahnen zu führen. Die Leute werden zu frech und unverschämt! Hat nicht neulich im Parlament bei einer Beratung über Luftschiffe, sogar einer den Antrag gestellt, man möge doch lieber zunächst einmal das bei uns noch unbekannte System der Schnellzüge versuchen? In der Tat kann ich den Unwillen der Eisenbahnverwaltung verstehen. Denn welches Recht haben wir, von ihr Ordnung zu fordern? Warum gerade von ihr? Was erlaubt uns, gerade ihr eine so vehemente Neuerung zuzumuten? Warum verlangt man sie denn nicht von der Post? Da könnte man ja doch auch auf einmal sagen, daß die Briefe zu einer bestimmten Zeit zugestellt werden müßten! Warum bleibt dann dies völlig dem Belieben, der guten Laune, der Lust des Briefträgers überlassen? Ich beziehe drei fremde Zeitungen, einmal kommt die berliner in der Früh, die englische mittags, die italienische abends, aber am nächsten Tag kehrt es sich um, die italienische geht voraus, die berliner folgt, die englische verspätet sich, oder sie kommen plötzlich einmal zusammen oder es kommt auch keine, weil man ja nicht wegen meiner Zeitung allein eigens solche Geschichten machen kann! Ich habe durch Experiment festgestellt, daß, wenn

Digitized by Google

man um halb neun Uhr abends in den Briefkasten auf dem Nordwestbahnhof zwei Briefe wirft, den einen nach Berlin NW Marienstraße, den anderen nach Wien XIII, 7 adressiert, der Berliner Adressat seinen früher hat als der Wiener, jener nämlich um halb zwölf, dieser gegen eins; das ist der Unterschied zwischen der preußischen und der österreichischen Luft. Als ich so kindisch war, mich zu beschweren, erfuhr ich, dies nütze nichts, denn man belehrte mich, Seine Exzellenz der Herr Handelsminister Doktor Weißkirchner habe selbst auch schon den Wunsch gehabt, unsere Post langsam doch ein wenig zu verpreußen, dies sei ihm aber übel bekommen und auf den entschlossenen Widerstand der ganzen Beamtenschaft gestoßen. Und weiter erfuhr ich, daß auch der Thronfolger nicht die Macht habe durchzusetzen, daß er seine Briefe pünktlich erhält; er hat einmal im Manöver acht Tage lang ohne Nachricht von daheim bleiben müssen, auch er hat es nicht erreicht, daß einmal Ordnung bei der Post gemacht worden wäre. So stark ist in unserer Beamtenschaft die Tradition.

In einem Wiener Amt ist eine Tür, die quietscht, weil sie nie geschmiert wird. Und in diesem Wiener Amt ist ein Hofrat, der krank wird, wenn er eine Tür quietschen hört. Der Hofrat wird nun täglich krank, weil die Tür täglich quietscht. Und all seiner gefürchteten Hofrätlichkeit gelingt es nicht, dies abzustellen. Er bekommt auf seine wütenden Klagen nur immer wieder zur Antwort, es sei bereits gemeldet worden. Übrigens werde man nicht verfehlen,

Digitized by Google

es noch einmal zu melden. Er hat sich auch überzeugt, daß den Diener keine Schuld trifft, weil von diesem wirklich die notwendige Meldung ordnungsgemäß erstattet worden ist und ihren vorschriftsmäßigen Gang genommen hat. Woran es eigentlich liegt, daß sich trotzdem noch immer niemand gefunden hat, um die Tür mit ein paar Tropfen Öl zu behandeln, kann er sich nicht erklären. Er wird Zeit haben darüber nachzudenken, sobald er in Pension gegangen sein wird, was er ja muß, weil die Tür nicht zu quietschen aufhört, er aber das Quietschen nicht aushält. Er wird, wenn er dann lange genug darüber nachdenkt, am Ende vielleicht das Geheimnis unserer Verwaltung entdecken. Sie sorgt nämlich vortrefflich dafür, daß alles gemeldet wird, vergißt aber, auch dafür zu sorgen, daß dann etwas geschieht, wodurch dem Mißstand abgeholfen wird. Dies zu vergessen ist Tradition. Was gemeldet worden ist, ist für sie erledigt. Darin, daß es gemeldet wird, besteht für sie die Ordnung. Dann auch noch zu verlangen, daß etwas geschehe, nein, das geht ihr zu weit. Und wenn man nun wieder sich beklagen kommt, kriegt man zur Antwort, daß die fragliche Angelegenheit hierorts nicht unbekannt geblieben, sondern darin vielmehr bereits das Notwendige veranlaßt worden sei. Das heißt, es ist, von einer Instanz zur anderen, gemeldet worden. Und dabei bleibt's. Es bleibt dabei, daß der Zug, der um sieben Uhr zehn von Innsbruck abgeht und um zwölf Uhr fünfundvierzig in Salzburg ankommt, niemals um sieben Uhr zehn abgeht

Digitized by Google

und niemals um zwölf Uhr fünfundvierzig ankommt, daß ich meine Zeitungen erhalte, wann der Briefträger gerade Zeit und Lust hat, und daß mein armer Hofrat längst in Pension vergrämeln, aber die Tür noch immer quietschen wird. Öl schafft unsere Verwaltung nicht an.

Es heißt ja auch, unsere Polizei habe wegen der Platten bereits das Nötige veranlaßt. Polizei, siehe Eisenbahn, siehe Post, siehe die quietschende Tür. Wie der Eisenbahnminister es nicht erreichen kann, daß ein Zug zur rechten Zeit ankommt, der Handelsminister nicht, daß ein Brief pünktlich zugestellt wird, und keines Hofrats Macht, daß eine Tür geschmiert wird, ebenso zeigt sich nämlich die Polizei ganz unfähig, ängstliche Bürger gegen die Platten zu schützen. Platten nennt man bei uns Gesellschaften von eigentlich zunächst gar nicht so unsympathischen jungen Leuten, die nur mit der Zeit, weil sich ja niemand um sie gekümmert hat, etwas verwildert sind und nun, aus den Vororten gelegentlich schon in die geweihten Bezirke der Reichen eindringend, sich auch mit diesen zuweilen nachts recht ungemütlich belustigen. Es gibt schließlich überall rauflustige Burschen, die wohl auch im Rausch einmal das Messer ziehen; und gar in unserem Land, wo nichts für sittliche Bildung geschieht, nichts, um junge Kraft auf einen guten Weg zu bringen, ist es kein Wunder, wenn sie toll wird und ausschlägt: die allgemeine sittliche Unsicherheit ist es, die die Straßen unsicher macht. Da wird nun nach der Polizei gerufen, aber sie, die sonst

Digitized by Google

überall im Wege steht, ist nie da, wenn man sie braucht, und die Genialität unserer in allen Zeitungen besungenen Sherlok Holmse versagt, wenn sie ein Rudel jugendlichen Übermuts zur Räson bringen soll. Sie braucht, gibt sie vor, ein Ausnahmsgesetz dazu. Nachtwächter mit Ausnahmsgesetz! Und darüber wird bei uns mit ernster Miene verhandelt! Aber es stimmt ja, denn des Gesetzes einziger Zweck ist bei uns, unfähigen Behörden das Leben bequem zu machen. Alles, was Anlaß zu einer Beschäftigung der Behörden geben könnte, wird einfach verboten und das Amt der Gesetzgebung ist allein, dafür zu sorgen, daß die Behörde keine Mühe hat.

In Wien gab es einmal eine Redaktion, die nur halb soviel Tische, Stühle und Tintenfässer hatte als Redakteure. Die Folge davon war, daß die einen nicht arbeiten konnten, weil sie keinen Platz hatten, die anderen aber auch nicht, weil jene herumstanden und zum Zeitvertreib Lärm machten. Es dauerte lange, bis man zu vermuten begann, daß dies vielleicht nicht die richtige Einteilung sei. Diese Redaktion ist ein Symbol der österreichischen Verwaltung. Wir haben fünfmal mehr Beamte als Platz für sie. Man hat statistisch nachgewiesen, daß in Österreich die Zahl der Beamten dreimal so rasch wächst als die Bevölkerung. Also immer erst nachdem drei Beamte geboren worden sind, darf dann auch wieder einmal ein Mensch geboren werden. Allmählich stellt sich nun heraus, daß dies doch auch nicht die richtige Einteilung zu sein scheint. Es drückt die Atmo-

Digitized by Google

sphäre, wenn um jeden einzelnen herum eine ganze Kohorte von Beamtenschaft steht. Es drückt aber auch den Beamten selbst, daß er sich zu einer solchen bienenschwarmweisen Existenz verdammt sieht. Um ihm also doch den Schein irgend einer Beschäftigung zu verschaffen, da ja kein Irdischer ein ganz müßiges Dasein aushält, hat man deshalb angeordnet, daß ein Beamter auf den anderen acht geben soll; und indem nun jeder Beamte nur in einem fort auf den anderen acht gibt, kommt er zu nichts anderem, es geschieht gar nichts. Ein Reisender auf österreichischen Eisenbahnen hat nie Gelegenheit sich die Gegend anzusehen, denn er muß ja fortwährend sein Billett herzeigen; erst erscheint der Kondukteur und fordert das Billett ab; dann erscheint der Kontrollor, mit dem Kondukteur zusammen, und dann erscheint ein Kontrollor des Kontrollors, jetzt sind's schon drei, und so in Ewigkeit fort. Weil aber der Kondukteur sein Leben damit verbringt, kontrolliert zu werden, hat er für sonst nichts Zeit, und alles was eigentlich das Amt eines Kondukteurs wäre, bleibt ungetan. Der Beruf eines österreichischen Beamten wird damit ausgefüllt, zu kontrollieren und kontrolliert zu werden. Einer kontrolliert den andern, ob er kontrolliert hat. Das ist das System.

Dieses System hat so viel Not und Schmach über uns gebracht, daß nun endlich selbst der geduldige Österreicher, das Lamm Europas in allen öffentlichen Dingen, anfängt sich aufzulehnen. Das Abgeordnetenhaus hat einen Antrag des Abgeordneten Redlich angenommen, der eine

Digitized by Google

kaiserliche Kommission verlangt, zur Beratung über das Unwesen unserer Verwaltung und was zu tun sei, um uns aus ihrer Liederlichkeit, ihrer feilen Verdorbenheit, ihrer grotesken Faulheit zu retten. Die Verwaltung wird freilich mit ihrer ganzen Macht aufspringen, um ihn abzutreiben. Doch ist wenigstens einmal ein Anfang gemacht. Nachdem ich jahrelang ausgelacht worden bin wegen meiner Schrulle, nur immer gegen unsere Verwaltung zu kapuzinern, deren Lebenswerk es ist, Österreich zu verhindern.*)

11

Österreicher sollte man nicht ins Ausland reisen lassen. Sie werden dort verwöhnt und, kehren sie dann heim, unverschämt. So zum Beispiel ich, dem es, seit er draußen war, zur fixen Idee geworden ist, der Post die Zustellung von Briefen anzusinnen. Und es hilft nichts, daß sie sich alle Mühe gibt, mich von diesem Wahn zu heilen, und nichts unterläßt, um mir seinen Widersinn zu zeigen. Nein, wie das bei Geisteskranken schon einmal ist, bestärkt es mich nur noch darin. Umsonst, daß ich meinen Zustand selbst genau kenne. Umsonst alle guten Vorsätze. Ich bilde mir, wenn ich einen Anfall habe, doch immer wieder ein, es müßte mit der Zeit auch in Österreich möglich sein, Briefe zu bekommen. Und so

*) Diese Kaiserliche Kommission ist inzwischen im Juni 1911 ernannt worden.

lange nun ein solcher Anfall dauert, kann ich nicht umhin, die Behörden mit meinen dreisten Zumutungen zu behelligen. So ist es gekommen, daß ich armer Mann ein Querulant geworden bin. Zuerst nur im dreizehnten Bezirk, bei den nächstgelegenen Postämtern. Dann aber gar bis zum Herrn Handelsminister selbst hinauf.

Daran ist Schönherr schuld. Er wollte mir „Glaube und Heimat" schicken. Aus Telfs in Tirol, rekommandiert. Er adressierte den Brief an „Herrn Hermann Bahr, Wien, Unter-St.-Veit, Veitlissengasse 7." Also ganz genau, die Straße stimmt, die Nummer stimmt; nur ist diese Straße nicht in Unter-St.-Veit, sondern in Ober-St.-Veit, sie gehört nicht zum Postamt 93, sondern zum Postamt 94. Also wie wenn ein Brief adressiert wäre: Wien VIII, Mariahilferstraße 86. Man sollte meinen, auch der Post des achten Bezirks müßte bekannt sein, daß es eine Mariahilferstraße gibt, wenn auch nicht im achten Bezirk, sondern nebenan, im siebenten. Und so sollte man ebenso meinen, die Post in Unter-St.-Veit müßte wissen, daß die Veitlissengasse zehn Minuten weiter oben ist, in Ober-Sankt-Veit. Aber Schönherrs Brief kam nicht an mich, sondern wurde von Unter-Sankt-Veit nach Breslau Rahngasse 23, und da dort der Adressat nicht ermittelt werden konnte, zurück nach Telfs an den Absender geschickt. Als ich dies erfuhr, bekam ich wieder einen Anfall und ich entschloß mich, dieses Beispiel dem k. k. Handelsminister vorzulegen. Der antwortete mir:

Digitized by Google

„Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich in Erwiderung auf das Schreiben vom 7. d. M. mitzuteilen, daß die Erhebungen, welche von der Wiener Postdirektion über die bedauerliche Fehlleitung eines an Euer Hochwohlgeboren gerichteten Briefes gepflogen wurden, zu nachstehendem Ergebnis geführt haben. Die fragliche, für Euer Hochwohlgeboren bestimmte Postsendung, deren Kuvert ich anverwahrt zurückstelle, wurde infolge der unrichtigen Bezeichnung des Bezirksteiles statt vom zuständigen Postamt Wien 94 (Ober-St.-Veit) vom Postamt 93 (Unter-St.-Veit) abgefertigt. Hierbei hielt die diensthabende Beamtin dieses Postamtes irrtümlicherweise „Herrn Hermann Dahl“ für den Adressaten der Sendung. Unter diesem Namen erhielt nämlich die in dem Bestellbezirke des Postamtes 93 in Unter-St.-Veit, Sankt-Veit-Gasse 31 wohnhafte Schriftstellerin Frau Helene Pohlidal zahlreiche Korrespondenzen. Da die genannte Dame zur Zeit des Einlangens des fraglichen Poststückes die Nachsendung ihrer Briefschaften nach Breslau verfügt hatte, wurde irrtümlicherweise auch der erwähnte Brief an die von ihr angegebene Breslauer Adresse weitergeleitet. Die Postdirektion hat das leidige Versehen, welches die verspätete Zustellung der fraglichen Postsendung verschuldet hat, zum Anlasse genommen, um alle in Betracht kommenden Angestellten anzuweisen, der Bestellung der für Euer Hochwohlgeboren bestimmten Korrespondenz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Empfangen Euer Hochwohlgeboren die Versiche-

Digitized by Google

rung meiner ausgezeichneten Hochachtung. Habent sua fata etiam epistolae! Ihr Weiskirchner."

Aus dieser Zuschrift geht hervor: erstens daß österreichische Postbeamte, um Dahl von Bahr unterscheiden zu können, lesen lernen sollten; zweitens daß österreichische Minister Schlampereien, die sich in ihrem Bereich ereignen, als Fatum ansehen, was schon einigermaßen an den antiken Schicksalsbegriff erinnert; und drittens, daß sich der Minister offenbar gar nicht vorstellen kann, es könnte mir um die Sache zu tun sein, um Hilfe gegen diese grotesken Jämmerlichkeiten überhaupt, sondern mich zu beruhigen glaubt, wenn er nur mir für meine Person verspricht, daß künftig mit mir eine Ausnahme gemacht werden soll. Übrigens ist diese „Anweisung aller in Betracht kommenden Angestellten" erfolglos geblieben, wie man aus der Beschwerde ersehen kann, die ich zwei Monate später an die k. k. Post- und Telegraphendirektion für Österreich unter der Enns gerichtet habe.

Sie lautet: „Ich habe am 7. November 1910 einen besonders krassen Fall der bei den der Wiener Postdirektion unterstellten Behörden herrschenden Schlamperei zum Anlaß genommen, eine Beschwerde an Seine Exzellenz den damaligen Handelsminister Herrn Dr. Weiskirchner zu richten. In der darauf am 19. November 1910 an mich gerichteten Antwort Seiner Exzellenz heißt es zum Schlusse wörtlich: „Die Postdirektion hat das leidige Versehen, welches die verspätete Zustellung der fraglichen Postsen-

dung verschuldet hat, zum Anlasse genommen, um alle in Betracht kommenden Angestellten anzuweisen, der Bestellung der für Euer Hochwohlgeboren bestimmten Korrespondenz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.“ Leider beweist mir ein neuer, ebenso horrender Fall, daß die Bemühung der Postdirektion nichts genützt hat. Wie Sie aus dem beiliegenden Kuvert ersehen, hat Herr Professor Dr. Felix v. Kraus am 30. Dezember 1910 in München einen Brief an meine Frau aufgegeben, den er an Frau Anna Bahr-Mildenburg, k. u. k. Kammersängerin in St. Veit, Wien, Villa Bahr, adressiert hat. Ordnungsgemäß hätte dieser Brief dem Postamt Wien 93 (Unter-St.-Veit) zugestellt, und wenn dort die Villa Bahr nicht bekannt gewesen wäre, an das Postamt Wien 94 (Ober-St.-Veit) geleitet werden müssen, wo jeder Postbeamte und jeder Briefträger die Villa Bahr kennt; oder er hätte an die Wiener Hofoper geleitet werden können, wenn man es schon unterließ, wie dies in anderen Städten üblich ist, im Adreßbuch oder im Telephonbuch nachzusuchen, in beiden steht die Villa Bahr mit Straße und Hausnummer verzeichnet. Statt dessen wurde der Brief an das mir und meiner Frau ganz unbekannte Hotel Union im IX. Bezirk geschickt und ging dann als unbestellbar an den Absender nach München zurück, der ihn dann in ein anderes Kuvert gesteckt und an die Wiener Hofoper geschickt hat. Ich unterlasse es, anzudeuten, welche Meinung über die bei den österreichischen Postbehörden herrschenden Zustände man sich nach solchen

Digitized by Google

Erfahrungen im Auslande machen und wie sehr dadurch unser guter Ruf draußen leiden muß. Ich bringe diesen neuerlichen Fall hiermit zu Ihrer Kenntnis und ersuche Sie, den schuldtragenden Beamten zur Rechenschaft zu ziehen, mir aber gefälligst mitteilen zu wollen, was ich zu tun habe, um mich in Zukunft vor ähnlichen Versäumnissen der Postbehörden zu schützen. Ich habe bereits seinerzeit Seine Exzellenz den Herrn Handelsminister darauf aufmerksam gemacht, daß mir wiederholt Briefe, die von Amerika oder England einfach an „Herrn Hermann Bahr in Berlin“, ohne weitere Angabe adressiert wurden, richtig zugekommen sind, da die Berliner Post sich die Mühe nimmt, meine volle Adresse entweder im dortigen Lessingtheater zu erfragen oder aus dem Literaturkalender festzustellen und den Brief sodann, mit dieser vollen Adresse versehen, hieher zu senden. Wenn dies von der österreichischen Post nicht zu erreichen ist, so wird mir nichts übrig bleiben als eine Annonce in den großen ausländischen Zeitungen erscheinen zu lassen, worin ich diejenigen, die sich den Namen der Veitlissengasse und meine Hausnummer nicht merken können, bitte, alle für mich bestimmten Sendungen einfach mit der Aufschrift „Deutsches Reich“ zu versehen, da ich dann sicher bin, daß sie mir richtig zukommen, während sie bei der Aufschrift „St. Veit, Wien“ als unbestellbar zurückgehen. — Das beiliegende, beschämende Dokument erbitte ich mir wieder zurück, damit ich davon bei Gelegenheit auch öffentlich Gebrauch machen kann.“

Digitized by Google

Dieser Beschwerde ließ ich fünf Tage später noch eine folgen: „Im Anschluß an meine am 7. d. M. an Sie gerichtete Reklamation erlaube ich mir noch zu Ihrer Kenntnis zu bringen, daß meiner Frau gestern, also am 11. Januar, zwei Briefe zugestellt wurden, die an sie am 30. Dezember v. J. aus Bayreuth (der eine von Frau Kosima Wagner, der andere von ihrer Tochter) abgeschickt wurden. Von dem einen dieser beiden Schreiben lege ich das Kuvert bei. Beide sind nach Wien, Unter Sankt Veit, Hietzinger Hauptstraße 53, adressiert, an die frühere Wohnung meiner Frau, wo ihre jetzige Wohnung wohlbekannt ist, ebenso wie sie, bei ihrer Übersiedlung aus Unter-Sankt-Veit nach Ober-Sankt-Veit, die Änderung ihrer Adresse seinerzeit auch der Unter-Sankt-Veiter Post bekanntgegeben hat. Einer Aufklärung dieser abenteuerlichen Zustände gewärtig, bin ich mit großer Hochachtung Ihr sehr ergebener H. B."

Die k. k. Post- und Telegraphendirektion für Österreich unter der Enns schrieb mir darauf, um mich zu trösten: „Die Rückleitung der beiden Briefe, deren Umschläge zurückfolgen, und eines weiteren Briefes aus Bayreuth vom 30. Dezember 1910 ist in erster Linie auf die Nachlässigkeit eines Beamten des Postamtes Wien 93 zurückzuführen, der die Briefe ungerechterweise an das in Wien IX. gelegene Hotel Union leitete. Dieser Beamte steht nicht mehr in dienstlicher Verwendung. Durch einen Bediensteten des Hotels wurden die Briefe mit der Bezeichnung „unbekannt" versehen und in den Hotelbrief-

kasten hinterlegt. Von dem die Aushebung dieses Briefkastens besorgenden Postamte wurden die Briefe auf Grund der Bemerkung „unbekannt“ an den Aufgabeort rückgeleitet. Ich spreche mein lebhaftes Bedauern über die ungerechtfertigte Rückleitung der Briefe aus. Behufts tunlicher Vermeidung ähnlicher Fehler wurde das Geeignete verfügt.“

In dieser Antwort ist mir ein Satz ganz unklar. „Dieser Beamte steht nicht mehr in dienstlicher Verwendung.“ Was heißt das? Ich hatte gefordert, daß der schuldtragende Beamte zur Rechenschaft gezogen werde. Jener Satz kann nun heißen: wir können den schuldtragenden Beamten nicht zur Rechenschaft ziehen, weil er nicht mehr in dienstlicher Verwendung steht, weil er schon, bevor Ihre Beschwerde kam, den Dienst verlassen hat. Der Satz kann aber auch heißen, daß dieser Beamte meinetwegen, eben auf meine Beschwerde hin entlassen worden ist. Das wäre mir von Herzen leid, und die Behörde hätte mich dann ganz mißverstanden. Ich verlangte, daß er zur Rechenschaft gezogen werde, und meinte damit, daß er aufgefordert werde, darzulegen, wodurch sein Irrtum verschuldet worden, damit man den Fehler in der Organisation kennen lerne und abstellen könne. Daß aber nun für diese falsche Organisation irgend ein armer abgehetzter Mensch verantwortlich gemacht und als Opfer dargebracht wird, damit ist gar nichts erreicht. Das ist ganz ebenso ungerecht, wie wenn man bei den Eisenbahnen, so oft ein

Digitized by Google

Unglück geschieht, immer irgend einen übernächtigen Stationschef straft, der sich vor Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten konnte, statt lieber den Generaldirektor auf ein paar Jahre ins Loch zu stecken, wo er dann über eine vernünftige Verteilung und Anordnung der Arbeitskräfte nachdenken könnte.

Ich habe nach meinen Erfahrungen die Hoffnung, Briefe richtig zu bekommen, aufgegeben und denke nun daran, eine private Gesellschaft in Österreich zu gründen, zur Beförderung und Zustellung von Briefen und überhaupt zur Erledigung aller Aufgaben, die in anderen Ländern die Post besorgt.

* * *

Diese Beschwerden über die österreichische Post zogen mir den Unwillen der Zeitschrift „Die deutsch-österreichische Post" zu. Ich schrieb ihr:

7. 5. 11.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Sie haben in der Nr. 5 Ihres Blattes einen Auszug aus meinem im „Neuen Wiener Journal" erschienenen Aufsatz „Die Post" gebracht, leider einen unvollständigen Auszug, der insbesondere die mir wichtigste Stelle nicht enthält, die nämlich, an der ich ausdrücklich die bei den einzelnen Postämtern tätigen Beamten von jeder Schuld an den von mir gerügten Mißständen freispreche und diese Mißstände vielmehr ausdrücklich aus einem „Fehler in der

Organisation" erkläre. Ich sage wörtlich: „Daß aber nun für diese falsche Organisation irgend ein armer, abgehetzter, atemloser Mensch verantwortlich gemacht und als Opfer dargebracht wird, damit ist gar nichts erreicht. Das ist ganz ebenso ungerecht, wie wenn man bei den Eisenbahnen, so oft ein Unglück geschieht, immer irgend einen übernächtigen Stationschef straft, der sich vor Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten konnte, statt lieber den Generaldirektor auf ein paar Jahre ins Loch zu stecken, wo er dann über eine vernünftige Verteilung und Anordnung der Arbeitskräfte nachdenken könnte." Was ich mitteilte, sind Tatsachen. Meine Beschwerden sind ja geprüft und für richtig befunden worden. Wenden Sie mir dagegen ein, daß es sich in meinen Fällen um ungenau adressierte Sendungen handle, so muß ich erwidern, daß im Deutschen Reiche und in England die Post ihren Ehrgeiz gerade darein setzt, durch ihre Findigkeit auch flüchtig, ungenau, ja sogar falsch bezeichnete Sendungen doch dem Adressaten zuzuführen. Was ich beklage, ist, daß unsere Post hinter der reichsdeutschen und der englischen Post zurücksteht und deswegen von Ausländern spöttisch, von Österreichern, die das Ausland kennen, wehmütig angesehen wird. Deshalb scheint es mir notwendig, über solche Mißstände öffentlich zu sprechen. Wenn Postbeamte sie leugnen oder gar sie beschönigen wollen, setzen sie sich nur selbst ins Unrecht. Nach meiner Meinung müßten die Postbeamten vielmehr antworten: Ja, diese Mißstände

Digitized by Google

sind da, wir leugnen sie gar nicht, wir beklagen sie selbst, aber nicht uns trifft die Schuld, sondern an der richtigen Leitung, an der richtigen Ordnung fehlt's, und um diese Mißstände zu heben, muß man vor allem dafür sorgen, daß genug Arbeitskräfte vorhanden sind, daß die Post in anständigen Lokalen untergebracht wird und daß der Postbeamte den seinen Leistungen gebührenden Lohn erhält. Sprächen die Postbeamten so, dann würde das Publikum begreifen lernen, woran es eigentlich liegt und daß die soziale Fürsorge für die Postbeamten nicht bloß in ihrem, der Postbeamten, sondern auch in seinem, im Interesse des Publikums ist, und es ließe sich hoffen, daß das große Publikum dann mit den Postbeamten zusammen für ihre Rechte arbeiten wird.

Ich darf von Ihrer Loyalität wohl erwarten, daß Sie nicht zögern werden, dies zur Kenntnis Ihrer Leser zu bringen. Es liegt mir daran, gerade von den Postbeamten nicht mißverstanden zu werden, deren schweren Dienst, deren Eifer und Pflichtgefühl ich kenne, deren Bedrückung und Not ich beklage und denen ich ja doch nur helfen will.

Ihr

sehr ergebener

H. B.

Digitized by Google

Ich sehe noch meinen alten Vater traurig in unserem kleinen Garten sitzen, hilflos betrübt, als ich, kaum neunzehn Jahre alt, zum erstenmal von der Universität kam; er konnte sich nicht erklären, was in den paar Monaten dort aus mir geworden war, und ihm wurde bang vor dieser unbegreiflich neuen Zeit. Er hatte sich in jungen Jahren als Notar in Linz angesiedelt, das sich damals eben aus einer kleinen Landstadt allmählich emporzustrecken begann, und die Redlichkeit seines besonnen tätigen Wesens gewann ihm bald das Vertrauen der Mitbürger. In den Rat der Gemeinde gewählt, konnte er seinen gelassenen Ernst an den Fragen ihrer Verwaltung zeigen, bald stieg er in den Landtag auf, viele Jahre hat er dann als Landesausschuß erst das Schulwesen, später das Straßenwesen Oberösterreichs in seiner festen Hand gehabt. Mit dem streitbaren Bischof Rudigier maß er sich gern und ist ihm nichts schuldig geblieben. Immer, wenn dieser kampfbereite Held der Finsternis wieder einmal seine drohende Stimme, der die Gewohnheit des Vorarlberger Dialekts, Endsilben voll ausklingen zu lassen, einen merkwürdig breiten widerhallenden Schall gab, gegen die Verderbtheit unserer von Gott abgefallenen Welt erhoben und sich ausgedonnert hatte, wußte man schon, daß jetzt sicher gleich mein Vater aufstehen und in seiner immer anfangs ein wenig zögernden Art, die sich erst einer leisen Befangen-

Digitized by Google

heit versichern und langsam am Gefühl des eigenen Rechts erwärmen mußte, die Sache der Freiheit und des Fortschritts führen werde. Freiheit und Fortschritt hieß es ja damals, obwohl es sich im Grunde bloß um die einfachsten Sorgen des jungen Bürgertums gehandelt hat, das Ordnung im Staate verlangte, Schutz gegen Willkür, die Möglichkeit, sich wirtschaftlich zu regen und zu dehnen, und die dazu notwendige Bildung. Mein Vater war beileibe kein Schwärmer, große Worte hatten keine Macht über ihn, sein Sinn stand dem Nächsten zugekehrt. Daß der Bauer und der Bürger von seiner Arbeit leben könne, daß er hoffen dürfe, seine Kinder durch Bildung aufrücken zu lassen, daß er das Recht habe, nach seinen eigenen Erfahrungen und Bedürfnissen mitzubestimmen, was notwendig für das Land ist, daß das Gesetz für alle gelte, daß keine wirtschaftliche, keine geistige Kraft gebunden bleibe, diese paar bescheidenen Wünsche genügten jenem Bürgertum; sie sind freilich auch heute noch nicht erreicht worden. Seine Kraft aber bestand darin, daß es diese Wünsche durchaus nicht als Forderungen seiner eigenen Klasse, sondern sich immer als Anwalt des allgemeinen Wohls, als Sprecher der ganzen Menschheit empfand. Was damals in Österreich Liberalismus hieß, war sich keineswegs bewußt, der Ausdruck des wirtschaftlich wachsenden Bürgertums zu sein, und es zweifelte nicht, im Namen des Staates, des Volkes, ja der notwendigen menschlichen Entwicklung zu sprechen. Diesen alten Liberalen war es fern,

Digitized by Google

bloß der Klasse zu dienen, der sie angehörten; sie nahmen für die Menschheit Partei, in ihren Diensten glaubten sie zu stehen. Dies gab ihnen solche Sicherheit, und wenn wir jetzt, gerechter als es die Mitlebenden sein können, langsam anfangen, die Männer, die in den Sechziger- und Siebzigerjahren ein neues Österreich entworfen haben, ohne die gestaltende Kraft freilich, allmählich geschichtlich mit der Gelassenheit des Psychologen zu betrachten, werden wir, bis erst aus Briefen und Bekenntnissen einmal ihr eigentlicher Sinn aufgedeckt sein wird, erkennen, daß sie für ihr eigenes Gefühl keineswegs das wirtschaftliche Bedürfnis einer besonderen Klasse, ja nicht einmal das politische Gebot einer besonderen Doktrin zu besorgen, sondern unwandelbaren, ewigen Ideen zu gehorchen glaubten. So hat es auch mein Vater immer empfunden; er war überzeugt, auf dem rechten Wege zu sein, und hätte sich gar nicht vorstellen können, daß ein vernünftig und rechtlich denkender Mensch nicht seiner Meinung wäre. Denn sie war ihm nicht die Meinung einer Klasse, nicht die Meinung einer Partei, sondern die notwendige Meinung der Vernunft und der Gerechtigkeit. Er nannte sich einen Liberalen, aber dies war ihm der Name für alle, die die Religion einer beständigen Entwicklung zur Wahrheit bekannten. Sein Liberalismus war ein Humanismus. Wo er Menschen leiden oder irren sah, war er bei sich gewiß, daß dies immer nur durch Unvernunft verschuldet war, durch ihre eigene oder die der Einrichtungen; und er zwei-

Digitized by Google

felte nicht, daß durch Vernunft allen zu helfen wäre. Und nun kann man sich denken, was es für diesen aufrechten, seines Glaubens so gewissen, bei großer Milde doch sehr standhaften alten Mann gewesen sein muß, als sein eigenes Fleisch, zum ersten Mal von der Universität zurück, ihm in unserem stillen Garten gleich am ersten Tag mit der vergnügten und grausamen Sicherheit der Jugend den Bankrott des Liberalismus erklärte. Das war nämlich die neueste Nachricht, die ich aus Wien mitgebracht hatte: „Der Liberalismus ist aus, eine neue Zeit bricht an, Platz für uns!" Und ich sehe noch den ratlosen Blick meines alten Herrn und höre seine Stimme noch beklommen fragen: „Was hat man in Wien aus dir gemacht?" Dann stand er auf, ging zwischen den kleinen Beeten durch den engen Garten hin und sagte von Zeit zu Zeit bloß immer wieder: „Was ist denn nur mit dir geschehen, was ist denn geschehen?" Ich aber, fröhlich hinter ihm her und meine bunte Mütze schwenkend, rief immer wieder: „Ja, jetzt sind wir da, und alles muß jetzt anders werden!" Und dann begab es sich noch, daß seine Freunde kamen, alte Liberale wie er und auch Väter von Söhnen; und alle diese Söhne hatten es von Wien mitgebracht, daß der Liberalismus vorüber sei. Und nun saßen die Väter beisammen und konnten es nicht fassen, die ganze Jugend abtrünnig zu sehen, und verstanden die Welt nicht mehr. Einer sagte, mit der Ergebenheit der Erfahrung: „Ja, das ist der Wandel der Zeiten, die

Digitized by Google

Jugend will stets anders glücklich sein!“ Das erzürnte meinen Vater, und er sprach: „Der liberale Gedanke kann nicht altern, denn immer wieder die Menschheit zu verjüngen, ist allein sein Sinn, und wenn sich diese Jugend von ihm lossagt, sagt sie sich von sich selbst los; das ist das Unbegreifliche!“ Und dann saßen die Väter noch lange stumm und sannen nach und fragten bloß immer wieder: „Was hat man aus unseren Söhnen in Wien gemacht, was kann denn nur geschehen sein, was ist denn nur mit ihnen geschehen?“

Aber das Unbegreifliche war sehr einfach, es war weiter nichts geschehen, als daß sich in Wien ein paar geschickte Leute, die den Sinn der Jugend zu behandeln wußten, an unseren Tisch gesetzt und unserer Gedanken bemächtigt hatten. Das wurde ihnen leicht, denn wir hätten uns dem Teufel selbst ergeben, um nur mit unserer Sehnsucht und unserem ungewissen Drang nicht länger allein zu sein. Unvergeßlich ist mir, in welcher Einsamkeit und geistigen Verlassenheit wir damals waren. Bis zur Matura hatte man uns versperrt gehalten, und jetzt war uns plötzlich die Welt aufgetan, tausend Gedanken boten sich an, tausend geistige Versuchungen warben um uns, tausend Gestalten des Geistes drangen auf uns ein und wir ratlosen Buben sollten wählen! Nun liegt es aber in der Menschenart, daß Gedanken ohnmächtig sind, wenn sie nicht die Wärme, nicht die lebendige Stimme der sinnlichen Erscheinung haben. Ein einziger Mann, ohne viel

Digitized by Google

zu reden, wirkt durch das Beispiel seiner unmittelbaren Gegenwart auf die Jugend mehr als alle Lehre. Und unser Leidwesen war, daß wir überall nur Lehren fanden, nirgends Lehrer. Der Herr auf dem Katheder vermied es, uns ein lebendiger Mensch zu sein, und entfernte sich, wenn seine Stunde vorüber und das Buch wieder geschlossen war; er blieb uns ganz wesenlos. Tausend Fragen hatten wir, niemand antwortete. Niemand nahm sich unser an. Und so rannten wir ungestillt durch die große Stadt, nach einer einzigen warmen Hand. Den Atem eines Menschen zu spüren, eine lebendige Stimme zu hören, von der Hast und Angst unserer entsetzlichen Verlassenheit in der Nähe teilnehmender Freundschaft aufzuatmen, war die große Sehnsucht. Da setzten sich ein paar politisch kluge Männer an unseren Tisch, und wir waren ihnen verfallen. In unserer Seligkeit, nur überhaupt einen lebendigen Menschen zu haben, der uns zuhörte, dem wir uns anvertrauen konnten, der diese höchst verworrene Welt um uns zu beherrschen schien, wären wir ihnen in die Hölle gefolgt. Aber sie verlangten das gar nicht, sie trieben uns nur den angestammten Liberalismus aus. Und dann wunderten sich unsere Väter! Aber sie hatten niemals versucht, den Liberalismus an unseren Tisch zu setzen.

Das ist jetzt bald dreißig Jahre her. Und heute sitzt nun wieder eine neue Jugend in Österreich verlassen da und ist hilflos verzagt und wartet, wer sich an ihren

Digitized by Google

Tisch setzen wird; dem wird sie gehören. Unser Bürgertum aber fragt nicht nach ihr, und dann wird es sich wieder wundern, seine Söhne bei den Feinden statt an seiner Seite zu finden. Und man wird es wieder klagen hören, daß bei uns alles Parteiwesen stets aus einem Extrem ins andere springe, statt einer ungestörten, bedächtig vom Vater auf den Sohn fortwirkenden Entwicklung, wie sie zum Beispiel in England geschieht. Und man wird wieder einmal England um den gelehrigen Sinn seiner bildsamen Jugend beneiden, die stets das Erbe der Väter erwirbt, um es im eigenen Geiste zu besitzen, während unsere, störrisch und zuchtlos, immer das kaum Errungene gleich wieder verwirft. Wenn man aber das Beispiel der englischen Jugend lobt, sollte man sich erst an den englischen Vätern ein Beispiel nehmen. Sie haben gelernt, daß es, um sich der Jugend zu versichern, notwendig ist, sie, bevor sie noch hinausgeschickt wird, mit dem Leben bekannt zu machen. Sie wissen, daß Kenntnisse, die man aus Büchern hat, nicht genügen, um mit ihnen das Leben zu bestreiten. Sie wissen, daß die Lehre für die Jugend nichts ist, der Anblick naher Beispiele viel, der eigene Versuch alles. Sie wissen, daß es kein stärkeres Erlernen gibt als das Erleben. So sorgen sie dafür, daß sich der Sohn, unter ihren Augen noch, im kleinen an den Sorgen üben lerne, die er, wenn einst ihre Hände sinken werden, im großen bestehen soll. Das ist dort nicht erst heute so, schon immer haben sie dort den Sinn des Studenten für

Digitized by Google

die Fragen, die den Mann erwarten, zuzurichten und für den öffentlichen Dienst einzustellen verstanden. In John Morleys „Leben Gladstones", diesem höchsten Beispiel einer Biographie, worin sozusagen unter unseren Augen die Zubereitung eines großen Mannes geschieht, kann man, in dem Kapitel über Oxford, nachlesen, wie der junge Gladstone von wissenschaftlichen und literarischen Neigungen sachte zum politischen Erwachen gelenkt und in den Debatten der jungen Leute zum Redner ausgebildet wird. Die Bewegung um die Reform-Bill von 1831 ergreift ihn, und, noch keine zweiundzwanzig Jahre alt, hält er unter den Studenten seinen ersten großen Speech, volle drei Viertelstunden lang. „Ich habe mir schon immer gedacht," schrieb er an seinen Bruder, „es müßte zu den allerschönsten Dingen auf der Welt gehören, einmal drei Viertelstunden lang zu sprechen." Einer seiner Kollegen aber hat später erzählt, daß sie, als Gladstone sich nach seiner Rede wieder setzte, alle das Gefühl einer Epoche in ihrem Leben hatten. In seinem war es wirklich eine, denn es verging kein Jahr, da kam ihm, der eben in Italien reiste, nach Mailand ein Brief des jungen Lord Lincoln nach, der ihm anbot, sein Vater, der Herzog von Newcastle, sei bereit, ihn zum Abgeordneten von Newark zu machen, eingedenk seiner Rede. Ihr also hatte er es zu danken, daß sich sein Leben so rasch entschieden hat. Bei uns wäre er ein beliebter Kommersredner, dann gelegentlich relegiert und schließlich Fahnenwart eines Turnvereins worden.

Digitized by Google

Wenn ich manchmal mit Studenten zusammen bin, erschreckt es mich immer wieder, in welcher geistigen Einsamkeit und entsetzlichen Verlassenheit sie leben. Die meisten stammen aus dem Beamtentum, den sogenannten liberalen Berufen und der kleinbürgerlichen Welt, aus Gegenden also, wo so schon die Sitte herrscht, die Kinder so lange als möglich vor allen Wirklichkeiten verwahrt zu halten. Niemals haben sie noch, aus ihrer eignen Klasse weg, ins Leben der anderen blicken können, sie kennen den Bauer so wenig als den Arbeiter, die Denkart der ganzen Nation ist ihnen fremd. Statt nun auf der Universität dies nachzuholen, sitzen sie verlassen da und müssen sich mit Sport und Spiel betäuben. In den Parteien aber, an denen es ist, die Rechte des Bürgertums zu verwalten, wird verwundert geklagt, daß es an Nachwuchs fehle, und man tut erstaunt über die Trennung unserer Intellektuellen von allen öffentlichen Fragen. Und eines Tages werden sich nun wieder ein paar Leute, die klüger sind, zu den verlassenen Studenten an den Tisch setzen, und ihnen wird die Jugend gehören. Und wem die Jugend gehört, dem gehört die Zukunft. Und die anderen werden wieder betroffen fragen: Warum gehört die Jugend nicht uns?

Das deutsche Zentrum, das in seinem Haß gegen unsere Zeit sie viel besser zu verstehen und viel besser zu benützen weiß als diejenigen, die ihr zu dienen bereit sind, hat ein „Sekretariat sozialer Studentenarbeit“ geschaffen, das sich vorsetzt, den Gedanken der „Lebenssolidarität“

zwischen den verschiedenen Klassen, besonders zwischen den Handarbeitern und den Kopfarbeitern, zu pflegen und die Studentenschaft aus ihrer Absperrung in eine Verbindung mit dem Volk zu bringen. Der Student steht jedem bereit, der sich seiner Verlassenheit erbarmen will. Aber umsonst erwartet er ein Zeichen von den Parteien der Freiheit. Sie lassen es wieder ruhig zu, daß der Feind sich der Jugend bemächtigen wird.

Digitized by Google

Graf Aehrenthal

1

Rasch ist Aehrenthal zum österreichischen Bismarck ernannt worden. Als er antrat, hätte das niemand gedacht. Er war öffentlich ganz unbekannt. Wenigen nur, die ihn in seiner Petersburger Zeit in der Nähe gesehen hatten, war er aufgefallen und sie sprachen davon, daß ihnen dieser beiseite lebende, fast unheimlich korrekte, zuwartende Botschaftsrat nicht recht geheuer sei. Aber der eigentlichen Künste, worin österreichische Diplomaten sich auszuzeichnen pflegen (als: mit Journalisten frühstücken, in galanten Abenteuern glänzen und den Schneidern neue Richtungen geben), hat er sich immer enthalten. Auch hörte man, daß er durchaus kein Redner sei, während doch bei uns die Staatskunst jetzt unter die redenden Künste eingereiht worden ist. Er galt für einen tüchtigen Arbeiter, für einen starken Leser, auch über sein eigentliches Gebiet hinaus, und für einen der großen Schweiger, die man sich lieber vom Leibe hält, weil es ungemütlich ist, ihren ruhigen Blicken ausgesetzt zu sein. Übrigens gern und gut zu Pferd. Und, was man sehr originell fand: ein zärtlicher Gatte.

Als er antrat, sagte man zunächst weiter nichts, als daß wieder einmal einer vom Hochadel hinaufgelangt sei. Dies sind wir ja gewöhnt; man wunderte sich also nicht

Digitized by Google

und erwartete von ihm nichts. Der Hochadel selbst aber schien unzufrieden. Ihn hörte man murren, daß jetzt bei uns ein Jud sogar schon Kanzler werden könne.*) Weil Aehrenthal nämlich zwar durch seine Mutter und durch seine Frau dem böhmischen und dem ungarischen Hochadel zugehört, aber nicht von Raubrittern, sondern von tätigen Geschäftsleuten abstammt, die nicht durch Tapferkeit, sondern durch Klugheit emporgekommen sind. Weshalb er nach bürgerlichen Begriffen ein hoher Herr ist, von den hohen Herren aber nicht dafür anerkannt wird.

Er hatte anfangs keine gute Presse, weil er im Händedrücken und in den kleinen Gefälligkeiten ziemlich ungeschickt schien (obwohl man zugeben muß, daß er sich alle Mühe gab, dies nachzulernen). Und er hatte zuerst auch wenig Glück beim Publikum, das in Österreich ein mehr rauschendes und strahlendes Auftreten gewohnt ist. Unsere Staatskünstler haben uns in den letzten Jahren ja wirklich recht verwöhnt: durch ihr sehr feines Gehör für die Forderungen der Zeit, die sie dann mit den schönsten Worten auszustatten und an den größten Programmen aufzurollen wissen. Er aber schwieg. Einen Kanzler nun, der nicht einmal reden kann, fand man dürftig. Was kann er denn?

*) Dieser Satz ist, als der Aufsatz in der „Zukunft" erschien, mißverstanden worden, nämlich als ob Aehrenthal wirklich ein Jude wäre, während doch nur unserem Adel jeder, der ein bißchen Verstand oder irgend ein Talent hat, deshalb gleich als Jude gilt; sie können sich's nicht anders erklären.

Digitized by Google

Erst nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina schlug die Stimmung plötzlich um. Denn es war in Österreich, seit die heute dort wirkenden Menschen sich erinnern können, niemals mehr geschehen, daß etwas geschah. Und niemand war, seit wir uns erinnern können, erschienen, der Mut und Lust gehabt hatte, mit Österreich etwas zu wagen. Nein: Das hatten wir noch nicht erlebt. Ungläubige mahnten nun freilich zur Mäßigung. Wozu der Lärm? Was ist denn schließlich weiter an dieser ganzen Annexion als ein neuer Name? Denn auch als sie noch Okkupation hieß, hatte doch kein Mensch daran gedacht, daß wir jemals dieses Land wieder aufgeben könnten. Wenn wir dort auch bei weitem nicht so viel getan haben, wie Lohnlober uns einreden möchten, so doch immerhin genug, um es als unser Eigentum für alle Zeit anzusprechen. Und schon auf dem Berliner Kongreß war ja von Anfang an die Annexion gemeint gewesen, und wenn man am Ende den Türken den Gefallen tat, das durch einen milderen Namen zu beschönigen, so geschah es hauptsächlich aus Angst vor unserem alten Herbst und seinen Leuten, die sich damals noch den Schein einer Art Macht zu geben wußten und deren Programm darin allein bestand, sich allem Vernünftigen und Notwendigen in Österreich zu widersetzen. Nun ist dies alles aber vorbei, die Herbstler haben verhaust und vertan, wir sind ein slawisches Reich geworden, in dem die Deutschen froh sein müssen, sich ihr Volkstum und eine gelinde Mitwirkung

Digitized by Google

am Staatswesen zu wahren; und da wir uns aus dem Agrarischen nun allmählich zum Industriellen entwickeln und von feudalen Einrichtungen langsam zu demokratischen gelangen wollen, fühlen wir uns von allen Seiten immer mehr nach dem Balkan hin gedrängt. Wozu der Lärm also, wenn es einer jetzt endlich auch einmal auszusprechen wagt? Eine gar so große Heldentat ist das doch wirklich nicht!

Nein; eine Heldentat war's nicht. (Und recht komisch sogar, als es von Offiziösen dann zur österreichischen Epopöë aufgeblasen wurde.) Aber es war eine Gebärde, es war ein Zeichen. Und die jetzt wirkenden Menschen hatten, seit sie sich erinnern konnten, keine Gebärde, kein Zeichen von Österreich mehr vernommen. Immer hielt es sich zur Seite gedrückt still, in einer so fragwürdigen und klagwürdigen, so mühseligen Gestalt, daß jedem schon bang um den nächsten Tag geworden war. Und plötzlich stand nun einer auf und zeigte: Seht, wir sind doch noch da! In anderen Ländern versteht sich das ja von selbst; uns hat es erst einer zeigen müssen; wir hatten's verlernt. Und darum war es für uns, an unseren Erlebnissen, unseren Bedürfnissen gemessen, wirklich fast einer Tat gleich. Und einer Tat, die just im rechten Augenblick kam, vorbereitet durch lange Not und von Sehnsucht erwartet. Denn seit zwanzig Jahren ist unter uns in aller Stille versucht worden, insgeheim den Glauben an Österreich wieder aufzurichten. Künstler, erst ein paar Literaten, die

Digitized by Google

Gruppe vom Jungen Wien, dann die Schöpfer unseres neuen Kunstgewerbes, Olbrich, Kolo Moser und Hoffmann, endlich Klimt und seine Leute waren es, die zuerst das Zeichen gaben, an Europa teilzunehmen, der eigenen Kraft vertrauend. Dies hatte dann allmählich doch manchen aufblicken gelehrt; und während man draußen eben überall schon von unserem Ende sprach, wuchs eine neue Jugend zur Gewißheit auf, daß es ein Anfang war, woran wir litten; was man draußen für Todesqualen hielt, waren ihr die Wehen eines neuen Lebens und nicht aus Schwäche ließen wir unsere Form zerfallen, sondern eine langsam im geheimen aufgeschossene Kraft schlug das alte Gefäß entzwei. Seit Jahren waren wir ein verschwiegener Bund, der das wußte. Und nun mag man sich denken, wie merkwürdig es auf uns gewirkt haben muß, als jetzt plötzlich ein Kanzler aufstand, der es auch wußte und die Hand unserer unverzagten Sehnsucht ergriff; da hat die helle Luft manch einen ganz umgedreht!

Dann hatte aber Aehrenthal auch noch das Glück, auf Widerstand zu stoßen. Und da gab es uns ein wunderbares Schauspiel hohen Wesens, zum ersten Mal einen zu sehen, der stand hielt, der fest blieb, der nicht vom Platze wich: zum ersten Mal einen Willen zu sehen. Denn die Art unserer Staatsmänner, seit wir uns erinnern können, war es immer gewesen, daß sie auch anders konnten. Sie wollten manches, doch mußte nichts sein; alles ging auch anders. Hier aber zeigte sich, welche Macht einer

Digitized by Google

hat, der nicht anders kann; einer, der muß, was er will. Dies hatten wir noch niemals erlebt. Wir haben ja in der österreichischen Politik seit Andrassy keinen Mann erlebt.

Das war Aehrenthals Erfolg bei uns. Und vielleicht auch draußen. In Österreich unvermutet einen Mann zu finden: Das mag die Leute so verblüfft haben, daß man sich im ersten Schreck alles von ihm gefallen ließ. Nun weiß man es aber. Man weiß es bei uns, überschätzt's und wird von ihm jetzt Wunder verlangen. Und man weiß es draußen, ist darauf gefaßt und wird vor ihm jetzt auf der Hut sein. So hat er es nicht leicht. Und es könnte wohl sein, daß ihm manchmal schon selber bang vor seinem eigenen Schatten in unserer allzu bereiten Phantasie werden mag.

Ist es nämlich immer schon ein heikles Verhältnis, auf einen Vorschuß von Ruhm die Tat erst nachliefern zu müssen, so ist er nun gar in der höchst abgeschmackten Situation, daß er sich jetzt, sozusagen schon mitten auf dem Anmarsch, noch erst seine Truppen anwerben soll. Wird er dabei dasselbe Glück haben wie beim ersten Mal? Damals begann er, als hätte er den Rücken durch ein mächtiges Österreich gedeckt. Und siehe: diese Gebärde des Vertrauens auf ein Österreich, an das gar niemand mehr geglaubt hatte, war so stark, daß es plötzlich wirklich wieder dastand, jenes schon ganz unglaubliche Österreich, wie von den Toten auferweckt. Und nun fährt er fort, als

Digitized by Google

hätte er eine ganz starke großösterreichische Partei im Gefolge. Wird es ihm nun wieder glücken? Wird auch jetzt die bloße Gebärde des Vertrauens wieder so stark sein? Wird durch sie die Partei, die er braucht, entstehen? Auch diese Partei ist ja längst da; man weiß es nur noch nicht, ganz wie man von jenem mächtigen Österreich nichts mehr wußte. Sie steht überall bereit. In der Bürgerschaft aller Nationen, die nach einem großen Markt verlangt. In ihrer Arbeiterschaft, deren Bedürfnisse hier sich ja noch lange von den bürgerlichen nicht trennen werden. In den Intellektuellen, die sich geistig entfesseln wollen, wie andere wirtschaftlich. Überall steht sie längst bereit; nur die politische Form fehlt ihr noch. Wird die Gebärde des Kanzlers sie formen?

Er will auf den Balkan. Und jeder Tätige, jeder Tüchtige jeder Klasse, jeder Nation in Österreich will mit. Es ist die Kraft der wirtschaftlichen Expansion, die uns auf den Balkan drängt. Wir brauchen einen Markt, Kolonien haben wir nicht, die Erde ist verteilt, nur der Balkan bleibt für uns. Wir können aber nicht auf den Balkan, so lange seine Völker uns nicht vertrauen. Sie haben zwischen uns und den Russen zu wählen. Was kann sie bestimmen, sich für uns zu entscheiden? Die Hoffnung, wirtschaftlich dabei zu gewinnen, und die Hoffnung, geistig zu gewinnen. Jene kann ihnen ein agrarisches, diese ein feudales Österreich nicht bieten. Sie sind von westlich gebildeten Intellektuellen beherrschte Bauern. Diese

Digitized by Google

Bauern werden nur ein industrielles Österreich wählen, diese Intellektuellen nur ein demokratisches Österreich. Der Kanzler braucht also für seine äußere Politik ein Österreich, dem unsere ganze innere Politik widerstrebt. Das Österreich, das mit ihm auf den Balkan gehen kann, muß er sich erst schaffen.

Es ist ja da. In der Wirklichkeit ist es da. Aber politisch nicht. Denn das ist ja das eigentliche Zeichen unserer inneren Politik: alle unsere Wirklichkeiten zu verleugnen. Zur Wirklichkeit wagt sich keiner zu bekennen, aus Furcht vor dem nationalen Wahn. Wir erleben, daß Schlagworte, Vorstellungen, deren innerer Sinn längst ausgestorben ist, Einbildungen stärker sein können als selbst die Not. Unser deutsches Bürgertum hat eine Weile geglaubt, die anderen Nationen in Österreich wirtschaftlich und geistig beherrschen zu können. Diese haben sich dagegen empört, wirtschaftlich und geistig ihre eigene Entwickelung fordernd. Der nationale Kampf begann. In diesem Kampf ist das deutsche Bürgertum unterlegen; die Nationen haben gesiegt. Kein Deutscher glaubt heute mehr an eine Vorherrschaft der Deutschen in Österreich. Der nationale Kampf ist aus. Politisch aber wird er noch fortgekämpft. Warum? Wofür? Um nichts; grundlos, sinnlos, ziellos. Eigentlich nur deshalb, weil von dem Kampf, der aus ist, noch die Kämpfer übrig geblieben sind, die Söldner, die den Kampf nicht einstellen können, des Soldes wegen; denn sie haben nichts gelernt, wovon

Digitized by Google

sie sonst leben könnten. Aus jenem nationalen Kampf stammt ein Gewerbe der bürgerlichen Demagogie, das sich nun in seiner Existenz bedroht fühlt und alle Kraft einsetzt, um eine Politik zu verhindern, die es ums tägliche Brot brächte. Der nationale Kampf, der aus ist, wird weitergekämpft, nicht mehr um die Nation, sondern fürs Geschäft der Demagogen. In jedem böhmischen Dorf kann man das sehen, wenn man sich zu den arbeitenden Menschen setzt und sie nun im Vertrauen fragt, ob es denn nicht wirklich vernünftiger wäre, sich mit dem Nachbarn zu verständigen. Keiner leugnet es. Jeder wäre gern dazu bereit. Aber sie haben Angst, sie fürchten den nationalen Bann; die Schande wäre zu groß; die Demagogen drohen mit dem Boykott und der Handwerker, der Krämer, der Wirt, der von der Gunst der Gasse lebt und den Kredit bei der Sparkasse braucht, in der die Demagogen kommandieren, muß ihnen seufzend gehorchen. Man frage nur in den Handelskammern, in den industriellen Verbänden nach! Überall möchten sich die Deutschen mit den Tschechen verständigen; sie dürfen aber nicht: die Furcht vor den Demagogen ist stärker. Hier und dort, auf der deutschen und auf der tschechischen Seite. Und die bürgerlichen Parteien sind alle rings von solchen Demagogen besetzt, Berufspolitikern, deren einziges Programm ist, ihrem Klüngel das Geschäft zu erhalten, und die darum jeden, der es durch ein aufrichtiges Wort einmal stört, mit Verdächtigungen und Verleumdungen so bis an den

Digitized by Google

Hals beschmutzen, daß ihm die Lust vergeht, ein zweites Mal die Wahrheit zu wagen.

Unsere ganze innere Politik wird durch die Furcht vor den Demagogen bestimmt. Die Macht der Demagogen ist aber heute größer als je, weil sie nun einen Bund mit unserer alten Bureaukratie geschlossen haben. Ein Fabrikant kann in Österreich heute nicht bauen, eine Gemeinde keine Brücke, keine Station, keine Schule haben, eine Witwe keine Tabaktrafik kriegen, wenn sich nicht einer der mächtigen Demagogen im Ministerium dafür verwendet. Aus Angst vor der Demokratie, die am Ende die Verwaltung reinigen könnte, haben sich die Bureaukraten in ihrer Not den Demagogen verschrieben und die beiden bilden nun zusammen eine Art Konvent, der jetzt der eigentliche Herr Österreichs ist. Er heißt heute Ministerium Bienerth, morgen wird er vielleicht schon anders heißen, aber er wird sich nicht ergeben, so lange nicht die letzte Kraft der mit der Demagogie vereinigten Bureaukratie erschöpft ist. So lange ist ein neues Österreich der arbeitenden Menschen unmöglich. Und so lange ist uns der Gang nach dem Balkan unmöglich. Und hält der Konvent, bis etwa die Russen die Kraft für eine Politik gefunden haben, die den wirtschaftlichen und den geistigen Bedürfnissen auf dem Balkan dient, dann wird unser Gang nach dem Balkan für alle Zeit unmöglich geworden sein.

Ja, wenn Aehrenthal nun wirklich der österreichische

Digitized by Google

Bismarck ist, zu dem man ihn ernannt hat, dann muß er auch so stark sein, sich im Innern die Politik zu schaffen, die seine äußere braucht. Der preußische hat's gekonnt.

Aehrenthal macht den Eindruck, ein Mann zu sein und einen Willen zu haben. Nun wird er es zeigen müssen. Die Kraft zum neuen Österreich steht überall bereit, einen Mann und einen Willen erwartend.

August 1909.

2

Man kann aus den Zeitungen nicht klug werden, ob Aehrenthal wirklich krank oder gefallen ist. Jedenfalls aber hat er jetzt die allgemeine Stimmung gegen sich. Er wird jetzt mit derselben Leidenschaft verhöhnt und gehaßt, wie er einst bewundert und gepriesen worden ist, und von denselben Leuten.

Dies scheint ein Austriacum zu sein: die Männer des höchsten Vertrauens enttäuschen am tiefsten. Wie Benedek, der auch als Sieger gekränzt wurde, bevor er es noch sein konnte, und dem man es auch niemals verzieh, daß er dann den Sieg zu seinem Kranze schuldig blieb.

Man ist gegen Aehrenthal erbittert, weil er seine Versprechungen nicht gehalten hat. Um aber gerecht zu sein: die Versprechungen, die er nicht gehalten hat, sind nicht Versprechungen, die er gemacht hat, sondern Versprechungen, die man sich von ihm gemacht hat. Er wurde gar nicht

Digitized by Google

erst gefragt, als er bei seinem Antritt zum österreichischen Bismarck ausgerufen wurde. Wenn sich nun gezeigt hat, daß er kein Bismarck ist, nicht einmal ein österreichischer, so sollten sich die guten Leute lieber selbst bei der Nase nehmen als ihn. Sie finden das aber jetzt unbegreiflich taktlos von ihm. Er hätte den Takt haben müssen, sie damals gleich darauf aufmerksam zu machen, er sei nichts weiter als auch bloß ein regelmäßiger österreichischer Minister. Ich finde, wir verlangen zuweilen doch etwas viel.

Aehrenthal verdankte den Ruhm, der ihn empfing, der ewigen österreichischen Sehnsucht, sich wieder einmal für etwas begeistern zu können, für eine Tat, für einen Mann. Die liegt in jedem von uns immer auf der Lauer. Und sie kann sich nicht entschließen, ruhig liegen zu bleiben. Sie hängt sich an jedes Zeichen. Das Zeichen, das Aehrenthal gab, war eine Gebärde. Er sprach nicht viel, er versprach gar nichts, er hatte nur die Gebärde: Wir sind auch noch da! Das genügte. Nichts hört der Österreicher lieber, nichts will er so sehr hören; vielleicht weil er es sonst doch nicht glaubt, wenn er es nicht immer wieder hört. Und nun erwarteten alle das Ereignis. Jetzt aber sehen sie sich das Ereignis an und finden, es sei keins. Viel Lärm um nichts.

Was läßt denn Aehrenthal zurück? Eine neue Provinz haben wir. Aber wir hatten sie schon. Wir dachten nicht daran, Bosnien wegzugeben, niemand dachte daran, es uns wegzunehmen, nichts ist also geschehen, als daß eine Tat-

Digitized by Google

sache rechtlich anerkannt wurde. Dafür haben wir viel bezahlt. Nicht bloß viel Geld. Wir haben es nicht bloß mit den Aufregungen einer Kriegsgefahr bezahlt, mit dem Verlust der russischen und englischen Freundschaft, mit einer Verpflichtung gegen das Deutsche Reich, unter der unsere Slawen knirschen, sondern auch mit dem feierlichen Verzicht auf den Balkan. Aehrenthals Gebärde wirkte damals so, weil Enthusiasten meinten, sie weise nach Saloniki. Inzwischen ist's davon wieder ganz still geworden. Aehrenthal wäre heute schon stolz, nur ein ehrbares Verhältnis zu Serbien finden zu können. Er findet es aber nicht.

Und dann ist noch ein Posten in der Rechnung, der uns wenig Freude macht. Auf dem moralischen Blatt nämlich. Die Engländer sagen seitdem, unsere Politik sei nicht aufrichtig. Die Russen sagen, daß wir gelogen haben. Darüber würden wir uns vielleicht zu trösten wissen. Aber im Namen Aehrenthals sind in seiner Zeit gegen Österreicher, die seiner Politik unbequem waren, Fälschungen verübt worden und ohne Masaryks Redlichkeit, Unerschrockenheit und Beharrlichkeit wären durch diese Fälschungen vielleicht die Führer einer österreichischen Nation vernichtet worden. Niemand weiß, wann Aehrenthal erkannt hat, daß es Fälschungen waren. Aber man weiß, daß österreichische Diplomaten um diese Fälschungen gewußt haben. Und Aehrenthal hat es unterlassen, diese Diplomaten abzuschütteln. Dies hat im stillen stärker gegen ihn gewirkt, als er wohl selber bemerkt hat. Wir spielen nicht gern

Digitized by Google

die Moralischen. Aber man war doch beklommen. Man sagte sich allerdings, Politik werde nicht mit Rosenöl gemacht und auch Cavour, auch der erste Napoleon hätten sich zuweilen die Hände beschmutzt; ja bis zum Cesare Borgia ging das Zitat in den Cafés. Doch wurde zugegeben, daß diese Herren damit etwas mehr erreicht haben. Zum genialen Verbrecher gehört doch, daß es dafür steht. Es gehört ferner dazu, daß es gelingt. Und es gehört auch dazu, daß er nicht erwischt wird. Da man fand, es sei nicht dafür gestanden und es sei nicht gelungen, ärgerte man sich, daß wir auch noch erwischt worden waren, und so behielt schließlich wieder der moralische Sinn die Oberhand.

Diese böse Stimmung gegen Aehrenthal ist ausgebrochen, da nun auch noch Peter den angekündigten Besuch abgesagt hat. Unseren Leuten gilt er für mitschuldig an jenem Königsmord und so widersprach es ihrem Gefühl, daß unserem alten Kaiser dieser Gast zugemutet wurde. Daß sich der Gast aber dann auch noch besann und es sich wieder anders überlegte, daß der Mitschuldige der Königsmörder die Hand noch ausschlug, die Aehrenthal ihm gar nicht hätte bieten dürfen, das war ihnen zu viel. Und so meinen sie jetzt, dies müsse das Ende sein.

Mai 1911.

Digitized by Google

Hochverrat in Agram

In Agram spielt sich seit Monaten ein Prozeß ab, der ein halbes Hundert österreichischer Serben mit dem Tode durch den Strang bedroht. Sie sind des Hochverrates angeklagt und werden beschuldigt, Gehilfen einer großserbischen Bewegung zu sein, die dem König Peter die von Serben bewohnten österreichischen Länder zuzubringen bemüht sei. Masaryk sagt, es gebe unter den österreichischen Serben eine solche hochverräterische Bewegung nicht. Masaryk müßte das wissen. Er kennt diese Dinge sehr gut. Fast alle Intellektuellen unter den jungen Südslawen sind nämlich Schüler Masaryks. Wenn ich in Dalmatien einen jungen Menschen von westeuropäischer Gesinnung traf, ergab sich immer, daß er das Beste seiner Bildung, ja, eigentlich seine ganze geistige Form Masaryk verdankt.

In Wien ist man jetzt überall der Meinung, es gebe zwar sicher unter den österreichischen Serben eine solche hochverräterische Bewegung (weshalb es notwendig sei, sich beizeiten gegen sie vorzusehen), doch habe man leider wieder einmal nicht die Richtigen erwischt; die wahren Schuldigen seien entkommen und diese gewiß ganz unschuldigen Leute, die nun bald ein Jahr im Kerker sitzen, werde man ja schließlich wieder laufen lassen müssen. Eingeweihte (es ist bei uns ein ganz einträgliches Gewerbe, den Ruf eines Eingeweihten zu haben, weshalb auch der Zu-

Digitized by Google

drang so groß ist) sagen, die Regierung habe diesen Prozeß gebraucht, um den Kabinetten die Notwendigkeit der Annexion Bosniens zu beweisen, und sie könne nun, wo dies entbehrlich geworden sei, doch nicht auf einmal den Prozeß einstellen, weil dadurch ein schlechtes Licht auf unsere Rechtspflege geworfen würde, als ob sie sich zu taktischen Zwecken mißbrauchen ließe. Deshalb sei den Angeklagten, die ja, woran auch die Eingeweihten nicht zweifeln, natürlich unschuldig seien, einstweilen nicht zu helfen; sie müssen sich schon noch einige Zeit gedulden.

Der Schein irgend eines Beweises für irgend einen Schein von Schuld irgend eines Angeklagten ist in diesem Prozeß bisher noch nicht erbracht worden. Der einzige Zeuge, auf den sich die Anklage berufen kann, ist noch nicht vernommen worden und es ist sehr unwahrscheinlich, daß man ihn überhaupt vernehmen wird. Das ist nämlich ein Polizeispitzel; in seinen Erfindungen von einer so jämmerlichen Phantasie, daß man ihn doch eigentlich noch mehr bedauern als verachten muß. Russische Beispiele scheinen ihn verwirrt zu haben und er hätte nun gern einen kleinen Azew gemimt, die Stimmungen des Verschwörers wie die des Verräters auskostend, wozu nun aber doch eine ganz andere innere Kraft und auch eigener Verstand gehört. Es ist nicht recht begreiflich, wie sich die Regierung mit diesem kindischen Spion darauf einlassen konnte, so lange Zeit Indianer zu spielen.

Die Führung des Prozesses ist ungewöhnlich, selbst

Digitized by Google

nach österreichischen Begriffen. Masaryk hat im Parlament erzählt, der Präsident des Senates sei ein notorischer Trinker. So sieht er auch aus. Ob er es ist, kann ich eben so wenig kontrollieren wie die Beschuldigung, er pflege nachts im Cafee Korso betrunken auf die Angeklagten zu schimpfen und mit Drohungen herum zu wüten. Aber auch in den Verhandlungen selbst hält er mit seinem Urteil über sie nicht zurück, obwohl er dazu ja noch Zeit hätte. Verurteilte werden in Europa besser behandelt als diese Angeklagten, deren Schuld doch erst bewiesen werden soll. Der Präsident hat verboten, daß ihnen, wenn sie aus dem Kerker geholt oder wieder in den Kerker gebracht werden, ihre Verteidiger die Hände reichen. Ein Angeklagter wird von seinem Sohn verteidigt: diesem Verteidiger hat der Präsident verboten zu seinem Vater Du zu sagen. Ich bemerke, daß Unmenschlichkeiten dieser Art nicht etwa, wie man argwöhnen könnte, durch unser Gesetz vorgeschrieben sind. Kaum ein Tag vergeht, ohne daß einer der Angeklagten mitten aus der Verhandlung abgeführt und disziplinarisch bestraft wird, weil er sich etwa gegen einen Zeugen gewehrt oder eine Frage, die dem Präsidenten verfänglich scheint, an ihn gerichtet oder auch nur lachend den Kopf geschüttelt hat. Fragen mag der Präsident überhaupt nicht; außer denen, die er selbst oder der Staatsanwalt stellt. Die Verteidiger läßt er ungern reden. Fast täglich verfällt einer der Verteidiger einer Ordnungstrafe, meist auch im Grunde nur, weil er unpassend gefragt hat, an-

ders nämlich, als es dem Präsidenten paßt. Auch hält der Präsident für die Verteidiger noch Überraschungen von ganz besonderer Art bereit; einmal, zum Beispiel, ließ er die Frau des einen Verteidigers plötzlich barsch aus dem Saal weisen. Daß die Verteidiger die Ruhe haben, sich durch das alles nicht provozieren zu lassen, scheint ihn gegen sie nur immer noch mehr zu erbittern. Und wenn der behende, sehr geschickte, gar nicht wählerische Staatsanwalt dann gelegentlich zu einem Verteidiger sagt, der Herr Doktor solle nur froh sein, daß er selbst noch nicht unter den Angeklagten sitze, dann nickt der Präsident.

Von den Angeklagten haben mir die meisten den Eindruck gemacht, ganz einfache, sehr harmlose Leute zu sein, die überhaupt gar nicht verstehen können, was man denn eigentlich von ihnen wolle. Sie fühlen sich als gute Serben. Das verhehlen sie gar nicht und es geht ihnen nicht ein, daß einer, weil er sich zur serbischen Nation bekennt, auf einmal nur deshalb schon verdächtig sein solle, sich zum serbischen Staat zu bekennen. Sie erfahren hier zum ersten Mal, daß man einem guten Serben nicht glaubt, er könne und wolle auch ein guter Österreicher sein; und da blicken sie in einer grenzenlosen Verwirrung des Gefühls so hilflos vor sich hin. Denn eben noch, kaum ein paar Jahre ist es her, hat ihre ungarische Regierung doch gerade die guten Serben ganz besonders gehegt, gegen die Kroaten. Auch muß man wirklich eine Geschwindigkeit des Verstandes haben, an der es den

Digitized by Google

meisten unter ihnen doch fehlt, um zu verstehen, daß der Gebrauch der serbischen Schrift, die jeder unserer Serben in der Schule von Staats wegen zu lernen hat, jetzt plötzlich ein Zeichen des Hochverrates sein soll. Nur ganz wenige der Angeklagten können überhaupt begreifen, worüber hier eigentlich verhandelt wird. Diese sehen wie Figuren aus einem Stück von Gorki oder Andrejew aus. Es sind Intellektuelle von der russischen Art, mit einer ungeheuren geistigen Gier, sich durch Logik der Welt zu bemächtigen und des menschlichen Elends durch Aufklärung Herr zu werden. Dies mag unrichtig sein; ist doch aber an sich bisher meines Wissens sonst bei uns noch nicht verboten gewesen. Übrigens ist ihr nationaler Sinn gewiß nur ein Ausdruck wirtschaftlicher Bedürfnisse. Groß-Serbisch oder Groß-Kroatisch: es drängt die Südslawen einfach zusammen, weil sie, vereinzelt, unfähig zur modernen Wirtschaft bleiben, die sie brauchen. Es wäre leicht, gerade dieses Bedürfnis der Politik Aehrenthals dienstbar zu machen. Aber auf andere Art als durch diesen Prozeß.

Ein Angeklagter wird vorgeführt; er soll die Kroaten Hunde genannt haben. Das wäre nicht freundlich von ihm, und da wir in Österreich sind, gibt es ja für alles ein Gesetz, wonach er auf jeden Fall verurteilt werden kann. Aber einen, weil er die Kroaten Hunde genannt hat, gleich des Hochverrates zu zeihen, wäre vielleicht nicht nötig gewesen. Nun leugnet er aber; er hat die Kroaten gar nicht Hunde genannt. Und er erzählt, wie das eigent-

Digitized by Google

lich war. Sie haben, ein paar Kroaten und Serben freundschaftlich beisammen, unter einander gestritten, ob es denn überhaupt einen Unterschied zwischen Kroaten und Serben gebe. Die Gelehrten behaupten ja, daß dies nur zwei Namen für dasselbe Volk seien. Ich selbst bin dieser Meinung auch. Gefühl läßt sich aber schließlich nicht kommandieren und einer Serbin Kind mag nicht plötzlich ein Kroat heißen. Darüber streiten die nun; und wie es schon geht, wenn Kannegießer streiten: Einer wird bald immer heftiger als der andere und sie überbieten einander. Dieser Serbe bleibt beharrlich dabei: Ich bin kein Kroat, ich bin ein Serbe! Sein kroatischer Gegner wird wild: Du bist ein Kroat, denn du lebst in Kroatien und es gibt in Kroatien überhaupt keine Serben! Darauf der verstockte Serbe noch einmal: Ich bin kein Kroat, ich bin ein Serbe! Darauf wieder sein kroatischer Freund, voll Wut: Du kannst kein Serbe sein, weil du in Kroatien lebst, und was in Kroatien lebt, ist ein Kroat! Da lacht der Serbe und packt seinen Hund: Da geh her und merk dir's, du bist auch ein Kroat, weil du auch in Kroatien lebst, und was in Kroatien lebt, heißt es doch, ist ein Kroat! Man soll nicht Humor haben. Denn für dieses argumentum ad canem sitzt nun der arme Humorist seit dem Herbst im Kerker und wird wohl noch sitzen, wenn wieder der Herbst kommt.

Ein anderer, der auch des Hochverrates angeklagt ist, leugnet auch. Da wird er angefahren: Leugnen Sie nicht!

Digitized by Google

Man sieht es doch: Sie tragen ja nicht einmal hier vor Gericht eine Krawatte! Und nun wird ein umständlicher Beweis geführt, daß der Angeklagte niemals eine Krawatte trägt. Kroate und Krawatte nämlich; und daraus wird geschlossen: Wer von Krawatten nichts wissen will, will damit sagen, daß er von den Kroaten nichts wissen will. Kann ja sein. Aber es könnte doch auch sein, daß der Angeklagte wirklich nur einen empfindlichen Hals hat, den er nicht einengen will. Dadurch, daß man ihm den Strang um den Hals legt, wird das auch nicht besser werden.

Von einem anderen Angeklagten wird erzählt, er habe zu dem Gendarm, der kam, um ihn zu verhaften, mit bauernschlauem Trotz gesagt: „So, dann sage ich gar nichts; wenn ihr so mit mir umgeht und mich gleich verhaftet, dann sage ich kein Wort von allem, was ich weiß, und ihr sollt nichts erfahren, gar nichts!“ Worauf denn der Gendarm, schon sehr froh, endlich doch einen erwischt zu haben, der etwas zu wissen schien, mit ihm zu verhandeln begann und ihn fragte, was denn nun aber wäre; wenn sie sich, zum Beispiel, entschlössen, ihn nicht zu verhaften. Worauf der Pfiffige versicherte, daß, wenn sie ihn nicht verhafteten, das dann freilich etwas anderes wäre; dann freilich könnte er schon reden, und manches sagen; denn man wisse doch allerlei. Worauf sie dann schließlich einig wurden, daß er nicht verhaftet werden, aber dafür, sobald er von seinem Geschäft abkommen könne, gleich in die Stadt zum Untersuchungsrichter gehen sollte, um als Zeuge

Digitized by Google

verhört zu werden. Der Gendarm ging, der Untersuchungsrichter wartete Tag vor Tag; aber der Listige konnte halt immer von seinem Geschäft noch nicht abkommen. Bis er schließlich die Frechheit so weit trieb, ganz vergnügt in die Stadt zu gehen, um etwas zu besorgen, ohne sich aber um den Untersuchungsrichter irgendwie zu kümmern. Da wurde er auf der Gasse erkannt, gepackt und vorgeführt: und nun half ihm doch nichts mehr, weil er im Grund ein ganz ehrlicher Kerl ist, und er mußte gestehen, daß er nichts zu gestehen habe, weil er nichts wisse und nur gesagt hatte, daß er etwas wisse, um nicht verhaftet zu werden, weil dies seinem Geschäft geschadet hätte. Nun muß er es büßen.

Mit den Zeugen haben sie überhaupt kein Glück. Masaryk hat im Parlament erzählt, daß einer der Zeugen ein abgestrafter Mörder, ein anderer schon einmal zu achtzehn Monaten verurteilt worden sei, noch ein anderer aber sich selbst verwundet habe, um gegen die Angeklagten aussagen zu können. Andere Zeugen erklären vor Gericht, nichts zu wissen, und wenn ihnen der Präsident dann aus dem Protokoll vorhält, was sie in der Voruntersuchung ausgesagt haben, erklären sie, dies nicht ausgesagt zu haben; das Protokoll sei gefälscht. Vier Zeugen haben das bisher erklärt. Ganz ausdrücklich: Was im Protokoll steht, habe ich nicht gesagt, aber der Untersuchungsrichter hat mir befohlen, das Protokoll zu unterzeichnen. Da wird der Präsident zornig und schreit: „Sie verleugnen heute

Digitized by Google

Ihre protokollarischen Aussagen! Sie leisten einen falschen Eid!“ Und einem dieser Zeugen hat er zugerufen: „Sie sind ein Spediteur, geben Sie acht: Sie können irgend wohin spediert werden!“ Und der Staatsanwalt hat einen Zeugen ermahnt: „In der Untersuchung haben Sie mutiger ausgesagt!“ Ein Zeuge hat zu Protokoll gegeben, er habe bei einem der Angeklagten eine hochverräterische Inschrift gelesen; doch stellt sich heraus, daß der Zeuge ein Analphabet ist und nicht lesen kann. Ein Zeuge hat ein hochverräterisches Bild gesehen, nämlich das des Königs Peter; doch stellt sich heraus, daß es der Gambrinus gewesen ist. Ein Zeuge hat eine Bombe gesehen; doch stellt sich heraus, daß es ein elektrisches Taschenfeuerzeug war. Ein Zeuge hat eine serbische Fahne gesehen; nun wird ihm eine serbische Fahne gezeigt und er erklärt, eine solche Fahne nie gesehen zu haben, und es stellt sich wirklich heraus, daß er die serbische Fahne gar nicht kennt. Ein Zeuge hat einen der Angeklagten irgendwo gesehen; als er aber nun diesen Angeklagten, den er genannt hat, unter den Angeklagten heraussuchen soll, kann er es nicht und es stellt sich heraus, daß er ihn nicht kennt. Wenn dann einmal die Angeklagten murren, ermahnt sie der Präsident „die Würde des Gerichtes zu respektieren und sich anständig zu benehmen“. Und ein anderes Mal beschließt der Senat, einem der Verteidiger eine Rüge zu erteilen, „weil er den Kopf geschüttelt hat, worin der Gerichtshof eine Geringschätzung erblickt“.

Digitized by Google

Recht sonderbar wird dieser Prozeß doch geführt. Die Partei unserer freiheitlichen Deutschen aber ist der Meinung, dies sei eine Angelegenheit, die ja die Deutschen gar nicht angehe. Bei uns gilt es nämlich für national, gegen ein Unrecht nur dann zu sein, wenn es an Angehörigen der eigenen Nation verübt wird. Wird es aber an Angehörigen einer anderen Nation verübt, so scheint man dies eher fast als einen nationalen Gewinn anzusehen. Was recht, was unrecht, ist nicht mehr die Frage. Gefragt wird nur noch, wem es geschieht. Je nachdem ist man dann dafür oder dagegen. Gar so deutsch kann ich das eigentlich nicht finden. Auch unsere Zeitungen meinen, daß dies doch eigentlich von keinem allgemeinen Interesse sei. Dies müsse man schon in Kroatien allein abmachen. Im Fall Dreyfus haben sie nicht gemeint, daß man dies in Frankreich allein abmachen müsse.

In Agram aber begnügt man sich damit, alle Dinge, die dort geschehen, einfach zu dementieren. Dies ist Masaryk geschehen, es kann auch mir passieren. Ich wäre jedoch eher dafür, lieber diesen ganzen Prozeß zu dementieren.*)

Juni 1909.

*) Man hat dies schließlich auch getan: die Angeklagten sind „verurteilt", dann aber „begnadigt" worden. Natürlich wird Dr. Hinkovich, der inzwischen durch eine Farce von Gerichtsverfahren gleichfalls „verurteilt" wurde, ebenso „begnadigt" werden. In Wien aber schweigt man dazu, weil wir uns nicht „einmischen" dürfen, in unsere eigenen Dinge nämlich nicht, wohl aber in albanische.

Digitized by Google

Prozeß Friedjung

Österreich ist ein Verband von Nationen, die alle das Gefühl haben, es wäre für jede besser, entweder einem anderen Staat oder sich allein zu gehören. Das österreichische Problem ist nun, diese sich abstoßenden, einander fliehenden Nationen zusammen zu halten. Man hat dies einige Zeit dadurch versucht, daß man eine von ihnen, die wichtigste, die vermeintlich gefährlichste, die deutsche, über die anderen herrschen ließ, in der Hoffnung, wäre sie nur erst durch die Lust an der Macht für den Staat gewonnen, mit ihr dann schon auch die anderen im Zaum halten zu können, denen man gelegentlich überdies unter der Hand zu verstehen gab, daß ein Wechsel in der Macht ja nicht ausgeschlossen und wenn einmal eine von ihnen durch ihren Gehorsam, ihr vaterländisches Gefühl, ihren Staatssinn noch bessere Bürgschaften zu stellen scheine als die jetzt herrschende, es ganz gut möglich sei, unter Umständen einen Tausch zu versuchen, wodurch zugleich der herrschenden wieder bange genug gemacht wurde, um zu verhindern, daß von ihr jemals die Herrschaft völlig ausgenützt worden wäre. Die eine bevorzugte Nation wurde also eben durch den Genuß dieses Vorrechts, aber auch durch die versteckte Drohung, es ihr ja wieder entziehen zu können, die anderen unterdrückten Nationen wurden durch Gewalt, durch Furcht und durch den heimlich genährten Wunsch, selbst auch einmal unterdrücken zu können, veran-

Digitized by Google

laßt, ihre Abneigung gegen den Staatsverband zwar keineswegs aufzugeben, aber doch einstweilen, wie man das in Österreich zu nennen pflegt, „zurückzustellen". Dies ist ein Lieblingswort in Österreich, hier muß in einem fort, um nur überhaupt zum nächsten Tag gelangen zu können, immer wieder irgend etwas „zurückgestellt" werden. Schon froh, sich nur des Augenblicks zu entledigen, haben denn die Staatskünstler auch unser eigentliches Problem „zurückgestellt": der tiefen Abneigung unserer Nationen gegen den Staatsverband innerlich Herr zu werden ist gar niemals versucht worden, sondern nur ihre äußeren Wirkungen unschädlich zu machen, durch Ableitung des nationalen Gefühls auf irgend einen unmittelbaren Vorteil, dem zuliebe man sich entschließt, die nationalen Hoffnungen zu vertagen, da nun der Mensch einmal wenig geneigt ist, einer ungewissen Zukunft die Gunst der Gegenwart zu opfern. In einem fortwährenden Handel mit den Nationen hat sich die österreichische Staatskunst hingeschleppt. Sie nahm die Abneigung der Nationen gegen den Staatsverband als eine nun einmal gegebene, durchaus unabänderliche, ja sozusagen im Staatshaushalt anerkannte Größe hin, und das Staatsgefühl oder wenigstens die Bereitschaft, am Staatswesen teilzunehmen oder doch es nicht zu stören, suchte sie sich, soweit ihr das unentbehrlich schien, von Fall zu Fall gegen Bezahlung oder Promessen zu verschaffen. Der Preis, den sie bot, war natürlich um so höher, je stärker die Staatsabneigung schien, die man einer

Digitized by Google

Nation abzukaufen genötigt, und je größer die Staatswilligkeit, die die Nation im Augenblick zu liefern bereit war. So hatte jede Nation denn alles Interesse, sich zugleich als möglichst gefährlich, wenn das Geschäft nicht zustande käme, aber auch als möglichst ergiebig für den Staat, wenn nur erst einmal der Handel geschlossen wäre, und schließlich die anderen Nationen als unzuverlässige Lieferanten von Staatstreue darzustellen. Um sich wirtschaftlichen Vorteil und politische Macht zu sichern, mußte jede Nation zunächst drohen, dann aber ebenso kriechen können. Sie mußte den Eindruck erwecken, es sei höchste Zeit sie zu kaufen, aber auch den Eindruck, es lohne sich sie zu kaufen. Jede Nation hatte deshalb, um sich wirtschaftlich und politisch behaupten zu können, abwechselnd Irredentisten und ebenso Patrioten nötig, um nach Bedürfnis aufzuwarten: mit jenen, wenn es galt, Furcht, mit diesen, wenn es galt, Vertrauen einzuflößen, und da unsere Nationen nicht reich an Personal sind, wurde sogar oft die Rolle der Irredentisten mit denselben Männern besetzt wie die der Patrioten, es ist bei uns nicht selten, daß ausgediente Hochverräter Exzellenzen werden. Erst die Demokratie hat nun den Gedanken gehabt, von diesem Verfahren abzulassen, das gar nicht versucht, die Nationen innerlich zu gewinnen, sondern alles getan glaubt, wenn nur wieder ein Preis gefunden ist, der eine Nation bestimmt, ihre Staatsabneigung so lange zum Schweigen zu bringen, bis das Budget bewilligt ist. Unsere Demokratie will anders ver-

Digitized by Google

fahren: indem sie nun ein neues Österreich entwirft, mit dem gleichen Recht für alle Nationen, sich ihrem inneren Sinn gemäß zu entwickeln und selbst ihr Schicksal zu bestimmen, wodurch sie hofft, jene Abneigung gegen den Staat zu stillen, ja, mit der Zeit vielleicht in Zuneigung umzuwandeln. Alle Demokratie ruht ja auf der Wahrnehmung, daß das Individuum in der Berührung mit anderen stärker wird, ja durch sie recht eigentlich erst ganz zu sich selbst kommt. Es ist falsch, ihr nachzusagen, sie beschränke den einzelnen, indem sie ihn an die Gemeinschaft bindet. Nein, sie tut dies vielmehr, weil sie ihn eben dadurch erst auszudehnen und desto tiefer zu erfüllen glaubt. Daß der Mensch in der Vereinzelung, von den anderen abgeschlossen und in sich eingezogen, sich geringer entfalte als in der Wärme der Reibung an anderen, die Funken aus ihm schlägt, durch welche sein tiefstes Wesen erst entbrennt, ist der Glaube der Demokratie, der sie nun auch hoffen läßt, daß ebenso Nationen, anderen zugesellt, ihres eigenen Lebens mächtiger werden als von ihnen abgesperrt. Hat sie recht, so wäre damit zum ersten Mal der Grund zu einem wirklichen Österreich gelegt. Keine Nation wird ein Opfer bringen, weil man ihr sagt: Der österreichische Staat braucht es! Sie wird antworten: Aber wir brauchen ja diesen Staat nicht! Erst wenn sie einsehen lernt, daß sie durch diesen Verband mit anderen Nationen fähiger zu sich selbst und selbst ihres eigenen Wesens nun erst ganz bewußt und zur Erfüllung ihres

Digitized by Google

tiefsten Sinns ermutigt wird, kann sie bereit sein, sich hinzugeben. Durch die Demokratie wird zum ersten Mal ein Versuch unternommen, Österreich möglich zu machen.

Wir sind aber noch nicht so weit. In der Gesetzgebung sind wir demokratisch geworden. Nicht in der Verwaltung. Noch weniger in unserer Gesinnung. Demokratie fußt im Glauben an Liebe. Der einzelne Mensch erlebt, daß er, indem er sich für einen anderen aufzugeben und selbst in ihm zu verlöschen scheint, sich eben dadurch erst findet und nun erst sein eigenes, ihm bisher verborgenes Leben erkennt. Dieses Erlebnis nennen wir die Liebe, und die Demokratie wendet dieses Erlebnis des einzelnen im allgemeinen an. So weit sind wir aber in Österreich noch immer nicht. In der Gesinnung, in den Sitten sind wir ganz undemokratisch geblieben. Die Demokratie glaubt, daß kein einzelner Mensch allein die Wahrheit hat, sondern daß erst aus allen einzelnen Meinungen zusammen, indem eine befruchtend auf die andere stößt, die Wahrheit entsteht. Die Demokratie glaubt, daß keiner jemals recht hat und daß alle immer recht haben. Die Demokratie glaubt, daß jeder nur ein Teil ist, der erst, ins Ganze gesetzt, sich selbst erkennen und sich selbst erfüllen kann. Wir sind noch nicht so weit. Wir glauben noch immer, daß jeder des anderen Feind sei, und wer einer anderen Meinung ist, muß bösen Willens sein; Widerspruch können wir uns nur aus Niedertracht erklären, Duldung einer fremden Meinung scheint uns Verrat an

Digitized by Google

der eigenen und wer anders denkt, der irrt oder lügt uns. Unseren Sitten, unserer Gesinnung nach sind wir noch immer im alten Österreich der gegenseitigen Verdächtigung, der gegenseitigen Verleumdung, der gegenseitigen Verachtung, des allgemeinen Hasses, des allgemeinen Neides, des allgemeinen Mißtrauens.

Nun lebt unter uns eine sehr arme, wirtschaftlich schwache, geistig ungemein begabte, menschlich wertvolle, politisch ratlose, nirgends recht eingefügte, staatlich ganz vernachlässigte, in unserem Staatswesen umherirrende Nation, die Serben. In Ungarn sind sie verdächtig, nach Österreich auszublicken. In Österreich sind sie der Hinneigung zu Ungarn verdächtig. In Ungarn möchte man sie benützen Österreich Schwierigkeiten zu machen. In Österreich möchte man sie gern gegen Ungarn verwenden. Wie sie sich immer stellen mögen, irgendwo machen sie sich immer verdächtig. Sie und die Kroaten sind eigentlich, der Rasse nach, der Sprache nach, ein und dieselbe Nation. Aber die Geschichte hat sie getrennt, bis sie, vor wenigen Jahren erst, die gemeinsame Not wieder vereint hat. Nur können ihnen ja die Kroaten auch nicht viel helfen, weil es diesen selbst nicht anders geht; auch sie stoßen ja bei jedem Schritt an Hochverrat. Im kleinen zeigt sich das manchmal auf eine derb komische Art. Da ist in Agram nun eine sehr tüchtige, sehr eifrige, sehr ehrgeizige Gruppe von jungen Malern. Man kann sich denken, daß ihnen der Agramer Markt in keiner Weise genügt. Sie möchten

Digitized by Google

draußen beweisen, was sie können; in die großen internationalen Ausstellungen zieht es sie. Aber dort einen eigenen Saal einzunehmen sind ihrer nicht genug und sie haben auch nicht das Geld dazu. Bei wem sollen sie also ausstellen, in welcher Abteilung? Als Ungarn? So verlangt man's ja von ihnen in Budapest, da sie doch politisch nach Ungarn gehören. Aber dies dürfen sie nicht wagen, der Haß ihrer Landsleute gegen Ungarn ist zu stark, sie wären Verräter. Im österreichischen Saal? Die Wiener hätten nichts dagegen, sie gastlich aufzunehmen. Aber dies dürfen sie nicht wagen, sie sind ja von Budapest abhängig, das Stipendien und Staatsaufträge zu vergeben hat, und, als Österreicher ausstellend, wären sie doch in Budapest Verräter. Sie haben sich also nicht anders zu helfen gewußt als durch ihre Vereinigung mit den jungen Malern in Belgrad und Sofia. Vor einigen Jahren haben sie mit diesen einen Verein südslawischer Künstler, Lada, gebildet, zu dem Zweck, gemeinsam internationale Ausstellungen zu beschicken. Dadurch haben sie's nun in Wien und in Budapest vertan, seitdem gelten sie hier und dort als Verräter. Man muß zugeben, daß es ihnen recht schwer gemacht wird, nicht Verräter zu sein. Wie ein Serbe, wie ein Kroate sich irgendwie geistig zu regen beginnt, ist er schon ein Verräter. Ein eigenes Leben, ihrer Vergangenheit gemäß, ihrem innern Sinn gemäß können sie nicht entwickeln, ohne sich dadurch sogleich der Trennung von Ungarn verdächtig zu machen. Zwar zwinkert man ihnen

Digitized by Google

dabei von Wien aus aufmunternd zu, aber nie hat ihnen Wien geholfen. Wohin soll sich die Gier ihrer jungen Kraft nach Entwicklung, der Wunsch, sich geistig anzuschließen, die Lust zu streben und zu wirken, also wenden? Ist's ihnen zu verdenken, wenn sich in ihrer grenzenlosen Verlassenheit einmal die letzte Hoffnung regt, daß vielleicht Serbien wirklich das Piemont der Südslawen werden könnte? Sie haben auf Wien vertraut, Wien hat sie Ungarn preisgegeben. Sie haben versucht (in jener törichten Resolution von Fiume) auf Ungarn zu vertrauen, Ungarn hat ihnen alles versagt, was sie wirtschaftlich und geistig brauchen. Wär's ein Wunder, wenn sie, überall verraten, überall betrogen, in der letzten Not ihre Rettung auf Serbien setzten? In der Tat scheint es unter der kroatischen und serbischen Jugend solche Wünsche, solche Hoffnungen zu geben und sie könnten zu einer politischen Romantik führen, ähnlich jener, die unter Taaffe, nach Kuchelbad, die deutsche Jugend in Österreich betört hat; wir alle sind damals Irredentisten, Landesfeinde, Hochverräter gewesen, was uns übrigens nicht verhindert hat, diesem so verhaßten Staat später eine Reihe von Ministern, Hofräten nud Patrioten zu liefern. Ich selbst bin damals, fünfundzwanzig Jahre ist es her, von der Wiener Universität mit Schimpf und Spott ausgewiesen worden, weil ich auf einem Kommers zum Andenken Richard Wagners eine vage großdeutsche Gesinnung zu erkennen gab. Daher weiß ich (von Freunden zu schweigen, denen es jetzt

als Exzellenzen vielleicht unbequem wäre, daran erinnert zu werden, wie kurz es her ist, daß auch sie, einiger Kornblumen oder ihres schwarz-rot-goldenen Bandes wegen, der Verschwörung mit Bismarck bezichtigt wurden) aus eigener Erfahrung, wie grenzenlos albern es von den Regierenden ist, die schwärmende Trunkenheit junger Leute zu fürchten und Träumer, die, bis nur erst der junge Schwall verraucht ist, von selbst erwachen, an ihrer Freiheit, an ihrer Ehre zu bedrohen, wodurch man höchstens Märtyrer macht, unter denen manch einer dann aus Trotz weiter getrieben wird, als ihm sonst jemals eingefallen wäre. Ich glaube die Stimmung der Menschen in Dalmatien und Kroatien zu kennen, ich habe die Angeklagten in jenem unseligen Agramer Prozeß gesehen und ich kann versichern, der unerschütterlichen Überzeugung zu sein, daß es in ganz Kroatien und ganz Dalmatien so wenig einen Landesverräter gibt als damals unter uns deutschen Studenten von 1880. Wir wollten Deutsche sein und da uns dies unter Taaffe verboten schien, sehnten wir uns nach Deutschland. Sehnsucht fällt unter kein Strafgesetz. Seitdem haben wir uns in Österreich wohlfühlen gelernt. Sie wollen Serben sein, und mancher der das serbische Volk von Österreich oder von Ungarn bedroht glaubt, mag sich vielleicht in bangen Stunden nach Serbien sehnen. Ich sehe nicht ein, warum ihre Sehnsucht strafbarer sein soll als unsere. Ob sie auch ihnen vergehen und auch für sie die Zeit kommen wird, sich in Österreich wohl zu fühlen, hängt von Öster-

Digitized by Google

reich ab. Solche Hochverräter heilt man nicht durch Drohungen, sondern indem man ihnen die innere Berechtigung, ja jeden Vorwand zum Hochverrat nimmt. Wofür wir das beste Beispiel an Andrassy haben.

Ich habe Zeugen, denen ich, als im März 1909 Friedjung eine groß-serbische Verschwörung behauptete, in die angesehene kroatische und serbische Politiker verwickelt wären, nach meiner Kenntnis dieser Menschen sogleich beteuerte: Dies ist unwahr und Friedjung, an dessen gutem Glauben zu zweifeln ich keinen Grund habe, muß betrogen worden sein; denn soweit sich überhaupt ein Mensch jemals für einen anderen verbürgen kann, will ich mich verbürgen, daß unter diesen Beschuldigten kein einziger schuldig ist! Aber es hieß, Friedjung hätte Beweise. Mir war vom Anfang an gewiß: Dann sind sie gefälscht! Jetzt ist das jedem gewiß. Vor Gericht ist erwiesen worden, daß die „Dokumente“, mit denen Friedjung drohend geprahlt hat, Fälschungen sind. Friedjung selbst hat dies schließlich zugestehen müssen. Keine seiner Anklagen ist von ihm bescheinigt, sein Verdacht durch nichts beglaubigt oder auch nur wahrscheinlich gemacht worden, kein Schatten auf den Beschuldigten liegen geblieben. Und nur eins versteht man nicht: wie denn der ernsthafte, wohlmeinende, ja gelehrte Mann, für den man Friedjung immer noch gern halten möchte, sich auch nur einen Augenblick lang von „Dokumenten“ täuschen lassen konnte, denen die Fälschung an der Stirne geschrieben steht; es ist dargetan worden,

Digitized by Google

daß ihrem Verfasser durchaus jede Kenntnis der Menschen und aller Verhältnisse fehlt, die zu verraten er gedungen war, ja daß er sogar des Sprachgebrauchs unkundig ist; er war für das Geschäft allein auf eine kindisch abenteuerliche Phantasie angewiesen und hat sich in Imaginationen bewegt, die lebhaft an die drollige Burschenverschwörung in Immermanns Epigonen erinnern. Wie konnte Friedjung auch nur auf den ersten Blick einer Täuschung erliegen, die kaum dem argwöhnischen Gemüt eines überall Bomben witternden Konfidenten zuzumuten wäre? Er hat sich auf den Grafen Aehrenthal berufen und seine Freunde sagen, auf den Kredit des Grafen hin habe er daran geglaubt. Woraus man ersehen mag, wie schwer es für einen regierenden Grafen sein muß, Urkunden oder was sich dafür ausgibt, prüfen zu lassen, wenn jeder, dem er sie zeigt, schon dadurch allein, daß der Graf, ein Graf!, sie ihm zeigt, so geblendet wird, daß er sich aus lauter Respekt vor dem Grafen und in der Rührung, eines so hohen Auftrages gewürdigt zu sein, sogleich jedes Zweifels, jedes kritischen Urteils und aller Besinnung begibt!

Es mag nun aber wunderlich scheinen, daß so viele Leute bei uns jenen Beschuldigungen gern geglaubt hätten. Wären sie bewiesen worden, dann hätten wir also ein Volk unter uns, dessen Führer und Vertrauensmänner fähig sind, im Krieg das Land an den Feind zu verraten; und es bliebe uns nach Vernunft und Gerechtigkeit kaum gut etwas anderes übrig, als dieses Volk je eher je lieber

Digitized by Google

von uns abzutrennen. Wurden diese Beschuldigungen bewiesen, so war vor Europa der Beweis erbracht, daß eins unserer Völker uns innerlich schon völlig verloren ist und nur allenfalls durch Waffengewalt noch einige Zeit äußerlich behauptet werden kann. Dies hat Friedjung, der Patriot, vor Gericht erhärten wollen. Und es haben sich Leute gefunden, denen ein Beweis dafür erwünscht gewesen wäre. Das war an dem ganzen Prozeß eigentlich das Merkwürdigste. Es zeigt, daß wir Parteien haben, denen die eigene Macht wichtiger ist als das Vaterland. Es galt ihnen, um jeden Preis die Südslawen zu vernichten. Die Partei, die zurzeit noch (während dies geschrieben wird; vielleicht nicht mehr, wenn es gedruckt sein wird) über Ungarn herrscht, will die Südslawen vernichten, weil sie daran verzweifelt, sie zu Ungarn zu machen. Ein Rest von Altösterreichern, der nicht vergessen kann, will die Südslawen vernichten, weil er dadurch Ungarn zu treffen glaubt. (Jene Ungarn und diese Altösterreicher können ihnen die Fiumaner Resolution nicht verzeihen: jene nicht, weil die dort angestrebte Verständigung der Südslawen mit Ungarn mißlungen ist; diese nicht, daß überhaupt von den Südslawen eine Verständigung mit Ungarn jemals angestrebt worden ist.) Ein Teil der Deutschen endlich, jenes vermeintlich freisinnige Bürgertum, das zufällig zurzeit (da dies geschrieben wird, aber kaum mehr solange, bis es gedruckt sein wird) einen dünnen Schein von Macht in den ängstlichen Händen zu haben glaubt,

Digitized by Google

will die Südslawen vernichten, weil es ihnen die Kraft zutraut, Österreich slawisch zu machen, ja diese vordringende Kraft schon überall in allen Gliedern spürt. Daß an jene gefälschten Dokumente jemals auch nur einen Augenblick lang geglaubt und daß dieser Prozeß gegen die Südslawen überhaupt eingeleitet werden konnte, das beweist, daß in jeder der drei Parteien, in jenen Ungarn und den Altösterreichern und diesen Deutschen, der Wunsch, ein Volk zu schlagen, dessen sie sich nicht bedienen können, stärker ist als alle Sorge um das Vaterland. Sie möchten sich jetzt freilich ausreden, indem sie diplomatisch tun und vorgeben, jene Verdächtigungen und Verleumdungen der Südslawen wären notwendig gewesen, um vor Europa, ja vor uns selbst Bosniens Annexion und unseren Drang nach dem Balkan zu rechtfertigen. Dies ist zu dumm, um erst widerlegt zu werden. Haben wir das Bedürfnis, wirtschaftlich oder politisch, auf den Balkan zu gehen, so ist dies allein Berechtigung genug. Wozu ein Staat oder ein Volk den Willen und die Macht hat, darauf hat er ein Recht, das ihm durch nichts bestritten werden kann als durch einen stärkeren Willen und durch eine höhere Macht. Bemächtigen wir uns des Balkans, so werden wir dadurch allein schon ermächtigt dazu sein.

Wer hat nun aber die Dokumente gefälscht? Ich begreife heute noch nicht, warum Friedjung den Spion nicht genannt hat. Ich an seiner Stelle hätte ihn vorgeführt: Da, beweise, daß du uns nicht um unser gutes Geld be-

Digitized by Google

trogen hast! Man hat mir entgegnet, dies könne man einem Menschen nicht antun, er hätte doch Unannehmlichkeiten gehabt. Aber man kann es fünfzig unbescholtenen, um ihr Land hochverdienten, ehrenwerten Führern des kroatischen und des serbischen Volkes antun, sie des Landesverrats und der Bestechung zu verdächtigen? Man kann es einem alten österreichischen General antun, ein Verschwörer mit dem Feind zu heißen? Man kann es solchen Prachtmenschen wie Supilo und Popovic, die an Geist, Willenskraft und Mut den besten Männern in Österreich nicht nachstehen, antun, daß sie erst beweisen müssen, sich nicht verkauft zu haben? Dies kann man und wird erst plötzlich sentimental, wenn es sich um einen Schandbuben von käuflichem Angeber handelt, und schont eine einzige Ehre, die des einzigen, von dem es, ob er für das Geld nun echte oder falsche Dokumente geliefert hat, vom Anfang an feststeht, daß er, auf jeden Fall, ehrlos ist. Den schont man, den allein. Das ist doch ein höchst fragwürdiges Zartgefühl und so rührende Züge von unbegreiflicher Zärtlichkeit bei sonstiger Grausamkeit finden sich wirklich nur noch in der Diebsmoral. Hielt man seine Dokumente für echt, warum wollte man ihn nicht zwingen, vor Gericht dafür einzustehen? War er denn genötigt, nach Serbien heimzukehren? Es hätte sich doch sicher für ihn ein schöner Posten bei uns finden lassen. Zweifelte man aber an seinen Dokumenten selbst, warum einen schonen, der dann nicht bloß ein Verräter, sondern auch noch ein

Digitized by Google

Betrüger war? Warum den Betrüger noch schützen vor der Entdeckung seines Betrugs? Dies alles ist nicht aufgeklärt worden.

Wer war der Verräter, wer war der Betrüger? Wer hat die Dokumente gefälscht? Wo sind sie gefälscht worden? In Belgrad kaum. Dies ist ganz unwahrscheinlich, denn sie zeigen sich mit Belgrader Sitten, mit Belgrader Menschen, mit allen Verhältnissen dort so wenig vertraut, daß man sie keinem zumuten kann, der auch nur einmal einige Zeit in dieser Stadt unter diesen Menschen zugebracht hätte. Eher könnten sie in Agram verfertigt worden sein. Und es wird ja jetzt geflissentlich erzählt, daß schon der Vater des Baron Rauch sich gegen seine Gegner gern gefälschter Zeugnisse bedient habe. Man scheint damit anzudeuten, daß sich in gewissen Familien gewisse Methoden forterben. Vielleicht wird Friedjung selbst nicht ruhen, bis er den nennen kann, der ihn so betrogen hat; und wär's nur, um sich zu rächen, für seine tiefe Beschämung, aus der wir alle doch einen Mann, der, nehmt alles nur in allem, Verdienste hat und guten Willens war, sich wieder erheben zu sehen wünschen.

Immer aber kehrt dann die Frage wieder, wie denn nur Fälschungen von so lächerlich unglaubwürdiger Art Glauben finden konnten, so sehr auch bei vielen der eigene Wunsch nachgeholfen haben mag. Friedjung hat ihnen geglaubt, sagen seine Freunde, auf den Kredit des Grafen Aehrenthal hin. Sei's; wenn es auch allem Herkommen

Digitized by Google

deutscher Wissenschaft widerspricht, sich's so leicht zu machen. Aber auf wessen Kredit hin hat ihnen der Graf Aehrenthal geglaubt? Es sieht ihm, der sich in Gefahren besonnen gezeigt hat und der doch lange genug in Petersburg war, um in der Verlogenheit von Konfidenten Erfahrungen zu haben, nicht ähnlich, Gespenster eines Spions zu fürchten. Und auf wessen Kredit hin hat ihnen (Friedjung hat sich auch darauf berufen) gar der Thronfolger geglaubt, der als ein bedächtiger, gerecht abwägender, nicht leicht zu verwirrender, eher zu Mißtrauen geneigter, jähen Stimmungen und Wallungen unzugänglicher Mann geschildert wird, und der es ja doch auch nicht nötig hat, den immer gleich aufflammenden Patrioten zu spielen? Dies könnte vermuten lassen, daß hinter den gefälschten Dokumenten vielleicht irgend ein noch unbekannter, noch ungenannter Bürge stand, der durch seinen Nachdruck für sie Gewähr bot, stark genug, um jeden Zweifel abzuschlagen. Der Thronfolger gilt für einen, der den Wert der Slawen für Österreich erkennt. Er hat den Ruf, selbst zu denken und selbst zu wollen. Viele bemühen sich um Macht über ihn; er hat noch allen widerstanden. Durch Schmeichelei, durch die gemeinen Bezeugungen überfließender Ergebenheit, durch alle Niedrigkeiten der Winkelpatrioten ist ihm bisher nicht beizukommen. Es droht uns also ein Regent, dessen sich noch keine Kamarilla bemächtigt hat. Ganz lustig ist es zuzusehen, wie sich ihm jeden Tag eine andere anzubieten versucht. Bisher noch immer vergebens. Wie, wenn sich

Digitized by Google

nun einer des Mittels erinnert hätte, das noch bei keinem unserer Fürsten versagt hat: der Furcht? Wenn sich einer dieser ungeheuren Fälschung erkühnt hätte, um durch Furcht diesen einsamen, so verschlossenen, selbstwilligen Mann an sich selbst irre zu machen? Gar nicht der Südslawen wegen also, sondern nur deshalb gerade, weil der Fürst den Südslawen vertraut hat! Er hat den Südslawen vertraut, er soll erleben, daß er sich in ihnen getäuscht hat! Gar nicht sein Zutrauen zu ihnen bloß, sondern sein Vertrauen auf sich selbst soll zerbrochen werden, sein Mut zum eigenen Urteil, sein Stolz ein Eigener zu sein, der sich auf sich selbst verläßt! Des so zerbrochenen, in allen Hoffnungen getäuschten, an sich irre gewordenen, ratlosen und verstörten Manns wird man, hat ihn nur die Furcht vor verborgenen Feinden überall erst gar gekocht, habhaft werden können! Der Plan wäre nicht so dumm und er wäre ganz im altösterreichischen Stil. Aber ich muß gestehen, daß ich die Richtigkeit dieser Vermutungen nicht beweisen kann, die freilich nicht bloß die meinen sind.

Bis zur Demokratie sind wir in Österreich eigentlich anonym regiert worden. Denn weder die Dynastie noch die Nation, auf die sie sich, um ihrer Weltpolitik willen, zu stützen schien, hat über Österreich geherrscht, sondern ein Zwischenwesen mit doppeltem Gesicht, die Dynastie durch Drohungen erschreckend, zur Nation mit Versprechungen zwinkernd: der Familienverband unserer Bureaukratie. Ihre Methode war, sich die Dynastie durch Furcht vor immer-

Digitized by Google

währenden Gefahren, die Nationen durch Neid auf einander, Eifersucht und Argwohn gehorsam zu machen; und ihre Haupttätigkeit war denn allein, das Verhältnis der Dynastie zu den Nationen und das Verhältnis der Nationen untereinander so zu trüben, daß jeder in jedem seinen Feind, in ihr noch allein den Retter sah. Unsere ganze Geschichte hat seit hundert Jahren keinen andern Inhalt als daß eine geheime Gesellschaft, eine Camorra, eben unsere Bureaukratie, nichts als den Vorteil ihrer Familien im Sinn, auf eine geradezu genialische Art der Reihe nach den Staat, die Kirche, den Thron, alle Völker und alle Klassen betrügt, alle gegen alle ausspielt und indem sie dafür zu sorgen weiß, niemals den Haß, die Furcht und den Neid verlöschen zu lassen, ungestraft im Gedränge das ganze Land ausplündern und sich die Taschen füllen kann; diese Zeit über ist die Staatsräson Österreichs immer nur die Herrschaft der Staatsdiener über den Staat, über die Kirche, über die Dynastie, über alle Völker und über alle Klassen gewesen. Weshalb auch alle Bewegungen Europas, sobald sie nach Österreich schlagen, immer einen so fatalen Zug bekommen, denn sie werden hier, seien sie Bewegungen von Ideen oder der Wirtschaft, sogleich von unserer auflauernden Bureaukratie stets erst wieder umgefälscht, bis aus jeder Bewegung endlich wieder nur eine neue Verwirrung und Verwüstung wird. Diese Bureaukratie, ebenso monarchisch als, wenn's gerade darauf ankommt, revolutionär gesinnt, heute kirchlich tuend, morgen liberal, patriotisch er-

Digitized by Google

regt, deutsch aufwallend, tschechisch entrüstet, wie sie's gerade brauchen kann, neidisch auf jeden Wohlstand, tückisch gegen jedes Verdienst, zynisch bis zur Niedertracht, mit allen Frechheiten und allen Feigheiten, allem Dünkel und aller jämmerlichen Angst, dem inneren Schmutz und dem bösen Gewissen von Bedienten, denen der Rücken noch von Prügeln juckt, seelenlos, aller menschlichen Empfindung entwöhnt, unfähig eines lebenden Gedankens, weibisch, greisenhaft, jetzt gar in ihrer Verzerrung durch Todesangst unheimlich lächerlich grotesk, setzt nun noch einmal alles ein, was sie nur an List, Gewalt und Ruchlosigkeit aufzubieten hat, um Österreich zu verhindern. Sie weiß, daß ihr Ende schlägt, wenn es ihr nicht gelingt, die Demokratie, die schon bis in das Gesetz eingedrungen ist, doch noch zu bezwingen. Sie weiß, daß jede wirkliche Kraft, die sich nur erst einmal auf sich selbst besinnt, mit ihr unversöhnlich ist. Sie weiß, daß es ihre letzte Hoffnung ist, unsere Kräfte durch täglich von neuem erregten Haß aneinander aufzureiben. Daher haßt sie den Grafen Aehrenthal, als einen, den sie der österreichischen Kraft bewußt glaubt. Daher fürchtet sie den Thronfolger, als einen, der ihr verdächtig ist, ihre Netze zu zerreißen. Und ihr, die sich mit einer ja wirklich an sich bewundernswerten Kunst durch den Nationalismus allmählich aller Nationen für ihre eigenen Zwecke bemächtigt hat, wäre schon auch in der ungeheueren Spannung dieser letzten Stunde das Bubenstück solcher Fälschungen zuzutrauen.

Digitized by Google

Ein sehr kluger Mann hat mitten im Prozeß, als es einen Augenblick schien, selbst die Geschworenen könnten vielleicht den Verleumdungen erliegen und in dieser giftigen Luft von Verdacht und Argwohn ersticken, zu Friedjung gesagt: „Friedjung, ich warne Sie, besinnen Sie sich, Österreich ist in Gefahr, daß Sie freigesprochen werden!“ So paradox es dem Friedjung klang, der kluge Mann hatte recht. Wie wären wir dagestanden, mit einer Nation unter uns, deren Anführern, geistigen Vorstehern und Seelsorgern Bestechung und Hochverrat nachgewiesen worden wäre? Wohin hätten wir uns vor Scham verkrochen? Wann jemals wieder den Mut, die Zuversicht gefunden, eine Tat zu wagen? Wer hätte noch dem Nachbarn trauen können? Wer sich noch erkühnt, Österreich für möglich zu halten? Aber die Gefahr ist weg, die Verleumdungen sind zerrissen, die Luft wird wieder rein. Viele fangen nun doch langsam an, sich zu wundern, daß sie jemals an Österreich so zweifeln konnten, bis zu so schimpflichem Verdacht. Sich zu wundern und sich zu schämen. Als der junge Goethe Lavater zum ersten Mal gesehen, schrieb er: „Ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat; wie ganz anders wird doch alles!“ Tausende haben sich bei uns jetzt, erstaunt und beschämt, dasselbe gesagt. Hier sind endlich einmal Südslawen, die wir geneigt sind uns als Fremdlinge, ja Halbwilde zu denken, Aug in Aug mit uns gestanden und wir haben in ihnen Männer der

reinsten Gesinnung, des redlichsten Willens und einer vollkommenen Bildung erkannt, unserer Denkart gemäß und unserer Teilnahme wert. Wie ganz anders wird doch alles! Seltsames Land freilich, das erst ein hochnotpeinliches Gericht braucht, damit sich seine Kinder einmal sehen und kennen lernen! Und vielleicht beginnt nun manch einer darüber nachzudenken und es fällt ihm ein, daß ja, wie sich hier alles als Lüge gezeigt hat, was man von den Südslawen glaubt, ebenso vielleicht dieser ganze Haß aller Völker gegen alle in Lügen wohnt. Über Nacht wird der österreichische Wahn kaum zu heilen sein. Aber ein Anfang wäre jetzt gemacht. Wir könnten an diesem Beispiel lernen, daß wir uns lieber erst ansehen sollten. Wie ganz anders wird dann doch alles! Ich werde seit Jahren ausgelacht, als ein „Dichter“, wofür man mich jedesmal erklärt, wenn ich sage, daß sich unsere Nationen nur deswegen nicht verständigen, weil sie sich nicht verstehen, und daß sie sich nur deswegen nicht verstehen, weil sie sich nicht kennen; was sie trennt, sind nur die Lügen, die jede von der anderen glaubt. Man wird mich noch jahrelang auslachen, schließlich wird's aber doch nicht anders gehen, daß sich einmal ein Volk zum anderen setzt und sie gelassen einander ausfragen. Was willst du denn also eigentlich?, wird das eine sagen. Also höre!, wird das andere sagen, um nun der Reihe nach alles aufzuzählen, wovon es nicht lassen kann. Wie, wird dann das eine sagen, das ist es, was du willst? Ja, wird das andere

Digitized by Google

sagen, das ist es, was ich will! Aber, wird wieder das eine sagen, das ist ja dasselbe, was ich will, ich auch! Wie?, wird wieder das andere sagen, du auch, du willst dasselbe wie ich? Und, wird das eine sagen, ich habe dich immer für einen Verräter gehalten, wie dumm von mir! Tröste dich, wird das andere sagen, ich dich doch auch! Und, werden sie beide sagen, da wir alle zwei doch ganz dasselbe wollen, und die anderen alle doch auch, soll's jetzt geschehen! Klingt wie ein Märchen. Ist auch eins. Das Märchen vom neuen Österreich, das der Maffia der Bureaukratie den Natternkopf zertreten haben wird.

Januar 1910.

Digitized by Google

Freie Schule

In der Albertgasse, die quer vom Lerchenfeld in die Josefstadt geht, hat die Freie Schule jetzt ihr eigenes Haus. Vom Altan oben erblicken die Kinder in der Rast, über Schlote, Dächer und Türme hinweg, den grünen Kranz der waldigen Hügel, vom Kahlenberg bis zum Anninger. Das Drohende der großen Stadt wird durch hereingrüßende Wiesen gemildert, der blaue Himmel ist nah und die liebe Sonne scheint. Schöner noch wär's freilich ja, das Schulhaus ganz im Grünen zu haben, auf irgend einer Höhe draußen, weit über dem Dunst der Stadt. Luft und Licht sind die besten Lehrer. Sie wecken den Menschen und darin allein besteht doch schließlich alle Kunst der Erziehung. Aber wenn man nun, vom Altan herab, in eins der hellen Schulzimmer tritt, siehe, da ist man ja wirklich wie mitten im Grünen! Die frohen Kinderstimmen machen das, und die lachenden Augen und der Glanz auf allen Gesichtern.

Es wird gerade modelliert, als wir eintreten. Buben und Mädeln durcheinander beisammen. Bald in einer Bank zwei, bald nur eins. In keiner Klasse sind mehr als zwanzig. Und alles in Bewegung, alles voll Eifer! Der Lehrer bringt einen Klumpen Lehm her und teilt jedem davon aus, wie greifen da die kleinen Hände gierig zu und freuen sich, recht darin herum zu batzen! Der blonde Bub in der letzten Bank, mit den verschmitzten

Digitized by Google

Augen in dem altklug ernsthaften Gesicht, knetet einen Hund. Mein Lieblingshund, sagt er stolz; und es muß wirklich ein ganz besonderer Hund sein, er sieht eher einem Känguruh gleich. Ein anderer macht ein großes Schiff und kann sich gar nicht genug tun, immer muß er noch einen Rauchfang, immer neue Masten haben, aber wie er es gar zu gut meint und für das Takelwerk die Fäden gar zu dünn dreht, bricht's ab und er kann von neuem beginnen, Zorn drückt ihm fest die Lippen zu. Hier ist ein kleines Mädchen mit schon ganz erwachsenen Augen, und indem sie knetet, mit zartesten Fingern, schielt sie heimlich immer seitwärts, ob man ihr auch zusehe, und es scheint ihr nicht so wichtig, was aus dem Ton wird, als ihre Hände zu zeigen. Eine andere dort ist ein bißchen verzagt, es ist das erste Mal, daß sie sich in der bildenden Kunst versucht, da sinkt ihr wohl das kleine Herz, sie sitzt ganz still und bückt sich vor, und wie sie so verlegen am Lehm herumdrückt, rundet sich ein Stück und nun setzt sie das getrost fort und legt die Dinger vor sich hin, sind's Brotkugeln oder Erbsen? Sie sagt: Äpfel. Und der Lehrer nickt, da wird sie rot und freut sich still, das nächste Mal wird's schon gleich viel besser gehen, denn jetzt hat sie doch schon mehr Vertrauen zur Kunst.

Die Kinder sagen zum Lehrer ‚du'. Und wenn einem was einfällt, so redet es, und wenn ihm was nicht recht ist, so widerspricht es, und wenn ihm was lächerlich vorkommt, so lacht es. Und allen sieht man an, daß sie sich

Digitized by Google

wohl fühlen, weil sie den Lehrer gern haben. Sie haben ihn aber gern, weil er lustig ist. Er ist ihr guter Kamerad, der von keinem was verlangt, aber jedem hilft. Er zwingt sie zu nichts, er zeigt ihnen nur, wie jedes sich anstellen muß, um zu können, was es selber will. Strafen gibt es hier nicht. Die quälende Furcht vor einer schlechten Note, böse Träume von schimpflichen Zensuren sind unbekannt. Was fängt man dann aber mit den schlimmen Kindern an? Gegen sie hilft man sich so: man nimmt hier an, daß es keine gebe, und die Folge davon ist, daß es wirklich keine gibt. Denn wie man den Menschen annimmt, so wird er dann. Es stellt sich heraus, daß die schlimmen Kinder offenbar erst in der Schule dazu gemacht werden. Durch Strenge, durch den Zwang, durch Langweile. Es geht mit den Kindern wie mit den Erwachsenen. Man muß Gewalt anwenden, um den Menschen schlecht zu machen. Wie er aber fühlt, daß man ihn ein bißchen lieb hat, ist er wehrlos. Insgeheim spürt das ja jeder, nur will jeder, daß der andere anfangen soll, mit dem Liebhaben. Das ist die große Torheit.

Ich weiß, daß alle diese Worte vielen albern vorkommen werden, und als hätt ich einen kindischen, dürftigen, ja recht kleinbürgerlichen Begriff vom Menschen. Viele glauben nämlich, ihn zu vergrößern und erst interessant zu machen, wenn sie ihn für ein höllisches Wesen nehmen, das nur mit Drohungen durch Furcht gebändigt

Digitized by Google

werden kann. Sie sind der Meinung, daß einem Menschen erst der Mensch ausgetrieben werden muß, wenn er halbwegs brauchbar, ja bloß erträglich werden soll. Ich werde sie nicht bekehren, und sie mich nicht. Aber ihre Meinung hat ja jetzt ein paar tausend Jahre lang das Menschenleben regiert. Was ist dabei herausgekommen? So laßt uns doch nun einmal die andere Methode versuchen! Ärger kann's ja wohl nicht mehr werden, als es dem Menschen bisher ergangen ist, da man es für die Hauptaufgabe jeder Ordnung hielt, ihm das Leben zu verleiden, weil er nur zitternd allenfalls zu zähmen sei. Laßt uns nun doch einmal sehen, was aus ihm werden mag, wenn man ihm vertraut, wenn man an ihn glaubt, wenn man ihn frei läßt! Wird unser Verfahren ebenso zu Schanden, wie es eures noch immer geworden ist, dann geschieht ja schließlich nichts, als daß alles beim alten bleibt. Es kann sich höchstens ergeben, daß auch mit Liebe der Mensch ebensowenig gelingt, als er bisher mit Prügeln gelungen ist; vielleicht gelingt er überhaupt nicht. Aber warum will man uns ein Experiment verbieten, das vielleicht den alten Traum der Menschheit von einem Reich des Friedens und der Freude erfüllt oder aber uns davon befreit, durch den Beweis, daß er nur ein Wahn war, den wir dann also zur ewigen Ruhe bestatten wollen? Aller geistige Streit unserer Zeit geht schließlich nur um dieses Experiment. Die einen wollen den Menschen auch ferner als ein reißendes Tier an der Kette halten, die

Digitized by Google

anderen sind neugierig, was denn wohl aus ihm würde, wenn man ihn einmal frei herumlaufen läßt. Zieht man auf beiden Seiten die großen Worte ab, so bleibt schließlich nichts als dies. Dort drüben eine Todesangst vor dem Menschen, wie er war, ist und, behaupten sie, bleiben wird, hier aber, bei uns, das stille Vertrauen auf ihn, der sich ja nur noch nie hat zeigen dürfen. Wir haben halt eine bessere Meinung von ihm, das ist vielleicht der ganze Unterschied. Und wer recht hat, das hängt ja vielleicht am Ende nur davon ab, wer die Kraft haben wird, seine Meinung durchzusetzen. Wie es nämlich vielleicht gar nicht eine Eigenschaft der Dinge ist, schön oder häßlich zu sein, sondern ihre Schönheit oder Häßlichkeit aus den Augen, die sie ansehen, kommt, so mag auch der Mensch beides sein, gut und bös, je nachdem er für gut oder bös gehalten und danach behandelt wird. Das Kind aber ist bisher in der Schule sozusagen überhaupt nicht behandelt worden, sondern mißhandelt. Was das Kind in der alten Schule gelernt hat, war der Haß. Den hat es da zuerst kennen gelernt, den Haß der Menschen voreinander und ihr tiefes Mißtrauen und den Zwang. Ich erinnere mich noch mit Wut, wie wir unnatürlich steif sitzen mußten, entsetzlich bange Stunden lang, die Hände auf der Bank, als wären wir Diebe, in atemloses Stillschweigen eingeschnürt, unter dem lauernden Blick des Neidischen dort oben, der Jagd auf uns machte, um unsere kleinen armen Seelen einzufangen. Wem aus meiner

Generation wird nicht heute noch die Zunge bitter, wenn er an seine verlorene, zerquälte, geschändete Schulzeit denkt? Uns war der Lehrer der böse Feind. Wie froh wird mir hier in dieser lachenden Schar, der er ein guter Kamerad ist! Denn dies ist die Methode der Freien Schule: sie vertraut dem Menschen und läßt ihn wachsen, in der guten Erde heiterer Liebe, die Kinder empfinden und vergelten es, und das Schulzimmer, das uns voll Haß und Qual war, wird zum Idyll.

So fand ich es in der Freien Schule, von der es heißt, daß sie Atheisten züchten will. Nein, sie will das nicht, sondern ihr Sinn ist es umgekehrt, nichts zu züchten, sondern das Menschenkind werden zu lassen, seiner eigenen Natur gemäß, und ihm nur zu helfen, daß es sein inneres Gesetz selbst erkennen und verstehen lerne. Wir glauben ja heute nicht mehr an eine Wahrheit, die für alle giltig wäre, sondern wir meinen, Wahrheit sei des Menschen innerstes Eigentum, das jeder wieder erst in sich selbst zu suchen und zu finden hat, weil es eben aus dieser heiligenden Kraft des eigenen Suchens, eigenen Findens erst entsteht, sonst ist's nur ein leeres, lebloses, nichts wirkendes und unvermögendes leidiges Ding. Wie oft hören wir Eltern darüber klagen, daß all ihre Erfahrung unnütz sei, weil die Kinder nicht darauf hören! Solche Eltern vergessen, daß Erfahrung ein ganz persönliches Gut ist, sie gilt nur für den, der sie gemacht hat, denn sie gilt ja nur für einen bestimmten Zweck, jeder

Digitized by Google

neue Mensch aber gibt dem Leben einen neuen Zweck. Wären die Kinder nichts als eine Wiederholung der Eltern, so könnte des Vaters Erfahrung den Sohn führen, aber dann würde die Menschheit immer nur repetiert, niemals fortgesetzt, nicht entwickelt. Aber der Sohn soll mehr werden, als der Vater war, mit jedem neuen Menschen fängt eine neue Form der Menschheit an, was soll sie da mit dem alten Mittel? Wir haben jetzt begreifen gelernt, daß nichts an sich gut, nichts an sich schön, nichts an sich wahr ist, sondern nur das, was einen Menschen zur Erfüllung bringt, eben dadurch für ihn zum Guten, Schönen und Wahren wird: jeder muß das für sich selber entdecken. Des Vaters Erfahrung enthält alle Antworten auf seine Fragen, aber der Sohn ist ja wieder eine neue Frage an das Schicksal. Ihr den Mund zu verstopfen, darin bestand früher alle Erziehung. Die neue besteht darin, sie andächtig anzuhören. Denn was das Kind vom Vater lernen kann, ist nicht viel, das ist ja schon erledigt, aber aus den Fragen des Kindes kann er ahnen, was der Menschheit die Zukunft antworten wird.

Jedem ist es schon einmal geschehen, daß er irgend ein Buch, das er seit Jahren kennt, bei Gelegenheit wieder zur Hand nimmt, um nun zu seiner größten Verwunderung Gedanken darin zu finden, die ganz neu scheinen und ihm plötzlich so vieles erklären. Ja hat er denn das Buch nicht vor Jahren schon gekannt? Hat er nicht eben die nämlichen Worte, die jetzt auf einmal solche Macht

Digitized by Google

auf ihn haben, vor Jahren schon gelesen? Und war er damals taub für eben das, was nun so bedeutend, entwirrend, erlösend auf ihn wirkt? Und geschieht es nicht ebenso, daß wir zuweilen umgekehrt ein altes Buch wieder aufsuchen, weil wir uns erinnern, welche Lebenskraft uns einst daraus angeglüht hat, und nun ist aber auf einmal nichts als Asche darin? Denn kein Buch kann einem Leser mehr geben, als er selbst dem Buch entgegenbringt. Mit dem Gespräch unter Freunden, mit der öffentlichen Rede ist es nicht anders. Auch das Gespräch, so sehr es uns zuweilen neu zu beseelen, auch der öffentliche Redner, der uns in eine andere Welt fortzutragen scheint, sagen uns nichts, als was wir uns dabei selber sagen. Buch, Gespräch und Rede wirken nur dadurch auf uns, daß sie uns zum Selbstgespräch bestimmen. Wir brauchen sie, weil der Mensch die Reibung am Menschen braucht, durch sie wird er mit geheimnisvoll magnetischer Macht aus sich heraufgeholt. Allein sind wir nur ein Teil von uns, am anderen erst finden wir uns ganz. Wir brauchen ihn, denn durch ihn werden wir uns selbst erst gewahr. Wir brauchen den Stoß von außen, dann springt unser Inneres plötzlich auf. Und das ist das Einzige, was Lehre, Beispiel, Erziehung für uns tun kann: uns öffnen. Lehrer sind Menschen von einer aufweckenden Kraft, die durch ihr Wort, durch ihren Blick oder auch schon durch das geheimnisvolle Glück ihrer bloßen Gegenwart entbinden, was bisher in uns verschlossen lag. Mehr kann Erziehung nicht.

Digitized by Google

Sie kann mich an mir verhindern, sie kann mich entmutigen, sie kann mich mir verleiden oder sie kann mir zu mir selbst verhelfen. Aber sie kann mir nichts bringen, was ich nicht schon habe, sie kann nichts aus mir machen, was ich nicht selbst schon von allem Anbeginn bin. Was hilft mir alles, was der Lehrer weiß, wenn es meiner eigenen Art nicht gemäß ist? „Jeder weiß nur für sich, was er weiß“, hat Goethe gesagt. Und seit wir in diese Tiefe der Menschennatur gedrungen sind, darf sich keiner mehr vermessen, sein eigenes inneres Gesetz, das nur für ihn gilt, anderen aufzudrängen, denen es sinnlos ist.

Früher hat der Erzieher gefragt: Wie soll der Mensch sein und was muß ich also mit diesem Schüler anfangen, um jenen vorgeschriebenen Menschen aus ihm zu machen? Jetzt erkennen wir, die Frage war falsch. Denn jeder Mensch ist ein neues Versprechen, das nur er erfüllen kann, in seiner eigenen Art. So muß die Frage des Erziehers vielmehr sein: Was ist dieser Mensch, dieser eine Mensch, und wie wird er es ganz, wie wird alles aus ihm, was er werden kann, und nur er, unter Millionen und Millionen Menschen nur dieser eine Mensch? Der Sinn unseres Lebens ist, daß wir uns finden. Erziehung kann uns dabei helfen indem sie von uns abwehrt, was uns nicht gemäß ist, und uns immer wieder an uns selbst erinnert, immer wieder auf uns selbst zurückführt. Auch durch die alte Erziehung ist ja schließlich doch kein Mensch anders worden, als er ist, keiner von sich abgebracht worden,

Digitized by Google

sie hat nur die Menschen heucheln und sich schämen und an sich verzweifeln gelehrt, am Ende blieben sie, was sie waren, nur voll Angst und mit schlechtem Gewissen. Aber die neue verargt keinem, was er ist, sondern macht ihm Mut dazu, Mut und Lust zu seinem eigenen Wesen, und hilft ihm, daß er sich ertragen lerne und guten Gewissens sei, was er nun einmal, ob er mag oder nicht, doch ist und bleibt.

Jeder Mensch hat seinen eigenen Weg zu gehen, das ist der erste Gedanke der neuen Schule. Und der andere ist: Keiner kann einem Menschen seinen Weg zeigen, es findet ihn nur, wer ihn selber sucht, man kann dem Menschen nichts ersparen. Was für einen wahr, für ihn gut, für ihn schön ist, ist es nur für ihn und wird es auch für ihn erst nur durch ihn, indem er es sich aus Eigenem holt. Ein Kind sagt nach, was man ihm vorsagt, aber es hat nichts davon. Sinn und Kraft bekommt dies alles erst, wenn das Kind es am Ende selbst entdeckt, als wär's vor ihm allen unbekannt gewesen. Auch jede alte Wahrheit muß jeder neue Mensch erst am eigenen Leib wieder erleben und erleiden, früher hat er sie nicht. Alle Weisheit wird der Mensch erst inne, wenn er ihrer bedarf und indem er Gebrauch von ihr macht. Und ebenso die Schönheit und ebenso die Pflicht. Aller Inhalt der Erziehung ist, dem jungen Menschen Gelegenheit zu geben, daß er sich entdecke, sich selbst und was für ihn gut, was für ihn schön, was für ihn recht ist, und daß er sich aus-

Digitized by Google

üben lerne. Das ist die „neue Schulgesinnung“, wie man es in Deutschland draußen nennt, wo ja seit Jahren schon im stillen daran geschaffen wird. Die Wickersdorfer Schulgemeinde ist das schönste Beispiel. Wir haben in Österreich wieder einmal lange gebraucht, nachzukommen. Aber wie das bei uns oft geschieht, daß man lange nichts vernimmt, sozusagen unterirdisch aber doch irgend ein geheimes Regen und Ringen irgendwo sein muß, das dann plötzlich über Nacht aufschießt, so scheint's holen wir es nun ungestüm nach, und die Freie Schule sieht sich plötzlich jetzt von einer Begeisterung umdrängt, die allen hämischen Spott niederschlägt. Nur in den Kreis der reichen Leute dringt diese Begeisterung nicht. Seltsam. Sollten gerade den reichen Leuten ihre Kinder nicht so wichtig sein? Aber schließlich werden wir auch ohne sie die Zukunft erreichen.

September 1910.

Digitized by Google

Johann Orth

Um den Anfang der Achtzigerjahre war meine liebe Vaterstadt Linz freudig erregt. Sie hatte sich immer schon gewünscht, einmal einen Erzherzog zu haben, was ja nicht bloß dem Gefühl, sondern auch dem Kommerz zusagt, der sich viel von einer kleinen Hofhaltung verspricht. Und nun kam wirklich einer hin und noch dazu einer, der gleich der Phantasie der Bürger zu schaffen gab. Denn es hieß, dieser Erzherzog Johann, zum Kommandeur der dritten Division ernannt, sei sozusagen nach Linz verbannt, aus Strafe nämlich für die zu moderne Gesinnung seiner Schrift „Drill oder Erziehung“, wodurch er sich allen Anhängern des starren Systems als ein höchst verwegener Kopf verdächtig gemacht. Natürlich war so ein unschuldiger Frondeur dem Bürgertum von vornherein höchst willkommen, das ja gern in einem gefahrlosen Radikalismus schwelgt, und der revolutionäre Prinz tat auch alles, um sich in dieser Gunst noch zu befestigen. Gleich in den ersten Tagen gewinnt er die Stadt, denn er hat eine große Begabung, sich immer den Menschen ganz so zu zeigen, wie sie ihn eben haben wollen, und trägt eine lebhafte Neigung für bedenklich kühne Worte zur Schau, recht nach dem Herzen friedlich gesinnungstüchtiger Bürger. Bald gehört er zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt; man ist sicher, ihn auf dem breit mit hellen Häusern um die alte Dreifaltigkeitssäule lagernden Hauptplatz zu den

Digitized by Google

Stunden, wo hier, an Wochentagen bevor die Sonne sinkt, an Sonntagen nach dem Hochamt, die heiratsfähigen Töchter ausgestellt werden, behaglich spazieren zu sehen, langsam bis an die Brücke hinab und dann wieder zum Schmiedtor zurück. Für jeden Gruß hat der fröhliche Jüngling mit den gesprächigen Augen einen freundlich nickenden Dank, er kennt alle Welt und hält gern die Passanten mit munteren Reden an, die eines stachligen Spottes gegen die Hochgestellten in Wien droben, einer ganz ungeschminkten Aufrichtigkeit niemals entbehren. So gilt er allen bald als einer, der manches böse Geheimnis wissen muß, viel mehr noch als er sagen darf, und der wohl der richtige Mann wäre, wenn man ihn nur ließe, doch gerade deswegen hat man ihn ja verbannt! In dieser Wolke von Bewunderung, Argwohn und Vertrauen scheint es ihm zu gefallen und seiner frischen Jugend (er ist eben erst dreißig Jahre vorbei) verzeiht man gern, wenn er einer harmlosen Eitelkeit nicht immer ganz Herr wird und so oft er beim Fink, bei der stattlichen Hof-, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung auf dem Platz, vorüber kommt, lächelnd nach dem Schaufenster schielt, wo die neuesten der von ihm komponierten Walzer in Scharen aufgehängt sind; und der kleine, dicke Fink mit der großen Glatze steht in der Tür, knixt vor Sr. Hoheit tief und ist selig. Alle sind sie selig in der braven Stadt, diesen bildhübschen vergnügten Divisionär bei sich zu haben, der ein wirklicher Prinz und dabei doch eigentlich

Digitized by Google

fast etwas Verbotenes ist, so daß also durch ihn sowohl das patriotische Bedürfnis wie zugleich des Staatsbürgers Lust an unerlaubten Dingen befriedigt wird und man sich in höchst loyaler Art doch beinahe revolutionär betätigen kann. Alle sind sie selig, und wie der Bürgersinn schon ungenügsam ist und immer gleich an seinen Lieblingen kristallisieren muß, spinnen sich bald ganze Legenden um ihn. Man läuft ihm neugierig auf den Exerzierplatz hinaus nach, und mit Begeisterung wird erzählt, wie die Soldaten an ihm einen wahren Vater haben. Diese Vaterschaft scheint hauptsächlich darin zu bestehen, daß es ihm das größte Vergnügen macht, seinen Spott auf Kompagniekommandanten und Bataillonskommandanten auszugießen. Der unmittelbare Kommandant ist ja der Mannschaft der eigentliche Tyrann, und wer ihm das Leben sauer macht, gewinnt sie leicht, was nun ein Schlag sozusagen demagogischer Generale, der in unserer Armee nicht selten ist, schlau zu benützen weiß: der General, der mit dem Offizier so grob wird wie der Offizier mit dem Soldaten, ist sicher, bald populär zu sein. Darauf versteht sich der Prinz und vor allem, meldet die Fama, muß es der Koburger Ferdinand büßen, der unter seinem Befehl steht. Der ist in der Stadt nicht sehr beliebt, weil er noch nicht gelernt hat, leutselig zu sein, sich einsam hält und, mit seinem starken, schußbereiten Ehrgeiz geladen, aus Angst, ihn vor der Zeit zu verraten, etwas Verschlossenes, Kaltes und Abweisendes hat, das man nicht

Digitized by Google

versteht und ihm weidlich verargt. Den nimmt sich nun der Prinz zuweilen vor der Front zu seinen Scherzen her und abends erzählt sich's die ganze Stadt, wie witzig er heute wieder den Hochnäsigen behandelt hat. Aber auch an romantischen Kapiteln fehlt es der Legende nicht. Sie will wissen, er habe bei sich im Hause ein Mädchen aus dem Volke versteckt; die Schlüsselbewahrerin heißt sie im hurtigen Stadtgeschwätz. Und ein anderer weiß ganz bestimmt, daß er sie heiraten wird. Und der dritte gar, daß sie schon heimlich verheiratet sind. Da schlägt ihm manches Mädchenherz, und er kommt allmählich an stiller Frauengunst fast schon jenem anderen, noch unvergessenen Johann gleich, der die Postmeisterstochter von Aussee heimgeführt hat. Auf die Männer weiß er wieder anders zu wirken, als ein starker, fast gefährlicher Freigeist. Wird es ihm schon hoch angerechnet, daß er, mit dem Kronprinzen zusammen, den spiritistischen Schwindel entlarvt und für die Sache der Aufklärung gar tapfer gefochten hat, so zeigt er nun gar erst politisch zuweilen einen Mut, daß manch einer davon eine Gänsehaut kriegt. Ich erinnere mich noch so gut, wie mein alter Vater einmal ganz verwirrt, ja völlig verstört von einem Diner bei dem Erzherzog kam, der seine Gäste, Bauern und Bürger des Landes ob der Enns, erst durch Leutseligkeit bezaubert, dann aber zum schwarzen Kaffee durch solche politische Verwegenheiten entsetzt hatte, daß ihnen allen vor seinem österreichischen Pessimismus ganz angst und bang

Digitized by Google

geworden war. Er hatte zuweilen, als Causeur, fast einen Orleanszug und spielte gelegentlich gern den Egalité der guten Stadt Linz, zur Zigarre beim schwarzen Kaffee.

Vier Jahre blieb Linz sein Ponti. Dann wurde, September 1887, der durchlauchtigste Herr Ovid ganz plötzlich des Kommandos enthoben. Was war geschehen? Man erfuhr nur, er habe heimlich in der großen Politik mitgezettelt, ja seine kühne Hand gar nach der Fürstenkrone von Bulgarien ausgestreckt, bis auf einmal Bismarck zornig dreingefahren. Ganz starr aber waren unsere braven Leute erst, als man dann auch noch erfuhr, daß das, woran sogar die Kraft ihres Lieblings zerbrochen war, eben jenem einsamen Koburger in aller Stille zufiel, dem sie das doch nie zugetraut hätten; und es bestätigte sich ihnen so wieder einmal, daß im Laufe der Welt eben überall immer der Unrichtige drankommt. Und keine zwei Jahre vergingen, da hörte man, daß der so beliebte, so begabte, sichtlich zu so hohen Dingen vorbestimmte Prinz seinem Rang entsagt, seine sämtlichen Würden abgelegt, einen bürgerlichen Namen angenommen, die Heimat verlassen und als sein eigener Kapitän in die weite Welt hinausgefahren, auf ein neues Leben los. Und nun ist er seit zwanzig Jahren verschollen.

Allerhand Züge sind in dem eigentümlichen Bild dieses so hell beginnenden, plötzlich aus seiner Bahn geschleuderten und in Geheimnis entsinkenden Schicksals beisammen. Die Lust, Wissenschaft und Kunst zu hegen, oder

Digitized by Google

doch zuzeiten freundlich mit ihnen zu spielen, mag er vom Vater haben, der bis 1859 Regent in Toskana war und dann noch elf Jahre sich auf einem böhmischen Gute still des Daseins erfreut hat; der wird als ein ernster, mehr als Herrscher sonst vorzugeben für nötig halten, gelehrten und schöngeistigen Neigungen ergebener Mann geschildert, er hat sich für Schulen, Kunststraßen und Bauten interessiert und die Werke des Magnifico herausgegeben. An seiner politischen Haltung fällt ein erstaunlicher, dem Tätigen nicht eben sehr empfehlenswerter Gerechtigkeitssinn auf, der stets auch den Feind der eigenen Sache fast mit einer geheimen Sympathie, zu verstehen sucht. Beim Sohn ist das dann beinahe zur Koketterie geworden; er hat immer nach der anderen Seite des Lebens geschielt und sich gewünscht, es vor allem jenen recht zu machen, die nun doch einmal gegen ihn standen. Aber auch an seinen unglücklichen Oheim mag man denken, den Max von Mexiko, der freilich von Anfang an ein romantischer Jüngling war, während Johann erst unwillkürlich, ja widerwillig in eine Romantik geriet, für die er seinem ganzen Sinn nach eigentlich keineswegs angelegt schien. Als Max mit seiner jungen Frau zum erstenmal nach Lacroma, seiner so geliebten „immergrünen Feeninsel“, und dort durch den Pinienwald zum stillen See des Mare morto kam, da rief er zwischen den dunklen hundertjährigen Eichen und den traumverlorenen Myrten aus: „Hier muß sich's gut Byron lesen lassen!“ Wer dazu veranlagt ist, kann

Digitized by Google

sich das ja schließlich ebensogut am Traunsee wünschen, doch dem Johann ist es sicher nie eingefallen, er war mehr von ironischer Art als von der heroischen. Eins aber hat er mit dem Max gemein: den unbiegsamen, durchschlagenden Ehrgeiz, sich auszuzeichnen und über die Menschen hervorzuragen. In den Schriften des Mexikaners (sieben Bände rinnender Lyrismen!) ist es seltsam, wie der träumerische Jüngling aus seiner rührenden Bescheidenheit immer wieder durch den ungeduldigen Schritt einer bald fast kindischen, bald eher weibischen Ehrsucht aufgeschreckt wird, die jetzt nach den Sternen zu greifen sucht, es aber dann doch auch billiger tut; nach großen Taten verlangt ihn, und da ihm die Gelegenheit dazu fehlt, sucht er wenigstens jedes kleine Jugenderlebnis durch Ruhmredigkeit zu steigern. Wenn der Vizekönig der Lombardei und Veneziens auf seiner ersten Fahrt nach dem amerikanischen Süden mit Sr. Majestät Dampfer „Elisabeth“ an den Äquator kommt, schwillt er von unermeßlichen Gefühlen auf. Die Matrosen treiben nach altem Brauch allerhand Mummenschanz an Bord, der Heizer wird als Neptun verkleidet, mit goldener Krone und weißwallendem Bart, den Dreizack in der Faust, und der Kommandant spritzt den Prinzen mit Salzwasser an und tauft ihn zum Seemann, indem er spricht: „Al primo Arciduca che traversa i regni del Nettuno il battesimo del marinaro.“ Dann aber wendet er sich dem grotesken Wassergott zu und beschwört ihn: „O re dei profondi

abissi, ordina ai tuoi venti, ordina ai tuoi mari abbian ad essere proprizi al Principe marinaro!“ Ein harmloser, alter Matrosenspaß, nichts weiter. Aber in des Prinzen begehrender Phantasie nimmt alles gleich symbolische Bedeutung an und mit einem in seiner leisen Komik doch wunderschönen Ernst schreibt der siebenundzwanzigjährige Mann gerührt in sein Tagebuch ein: „Wogte auch der Scherz durch das ganze fröhliche Schiff und verschlang das Fest fast ausschließlich alle Gedanken, so erfüllte mich doch hauptsächlich eine Art Siegesbewußtsein, ein innerer Jubel, auf wahrem Dankgefühl beruhend, daß ich trotz allen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten die Situation erobert hatte und auf der Linie zwischen zwei Hemisphären als Seemann graduierte. Dies war es, was mein junges Matrosenherz mit gerechtem Stolz erfüllte. . . . Die „Elisabeth“ ist der erste österreichische Dampfer, der, seit Dampf die Welt regiert, die Linie passiert hat, und wenn auch eine Frau meines Stammes uns den Weg in die neue Welt gezeigt hat, so freu' ich mich doch, der erste Mann meines Hauses zu sein, der in die südliche Hemisphäre einzieht.“ Als sie sich nun aber gar der Küste nähern, was ja unvermeidlich ist, wenn man nach Amerika kommt, ruft er in überströmender Seligkeit: Land, Land! Und er kann's gar nicht fassen, daß ihm das Schicksal ein solches Erlebnis schenkt: „Ein Märchen scheint es mir, daß ich der erste Blutserbe Ferdinands und Isabellens bin, dem es von Kindheit an eine Lebens-

Digitized by Google

aufgabe war, einen Kontinent zu betreten, der für die Geschichte der Menschheit eine so riesenhafte Bedeutung erlangt hat!" Man hört heraus, daß er gar nicht weit entfernt ist, sich als Kolumbus zu fühlen. Das ist es, was offenbar der Johann auch hatte. Auch dem Johann saß im Blut die nämliche Begierde: sich groß vorzukommen und sich mit weltgeschichtlichen Blicken anzusehen, auch auf dem Hauptplatz in Linz. Nun aber war solchem blähenden Bewußtsein in beiden noch ein merkwürdiger Trotz beigemischt, ins Extreme zu gehen und ihr Schicksal bis ans Ende zu bestehen, gegen alle Warnungen, ja selbst gegen das eigene bessere Gefühl. Was sich in hochgemuten Augenblicken einmal der auffliegenden Seele dargeboten hat, wird eigensinnig festgehalten, auch wenn der Rausch längst entwichen ist und der nachrechnende Verstand dann selbst nicht mehr daran glauben kann. Der Herzog Ernst hat geschildert, wie Kaiser Max und Kaiserin Charlotte, bevor sie nach Mexiko gingen, noch mit Napoleon und der Eugenie beisammen waren. Die zwei Kaiserinnen in lebhafter spanischer Konversation, „als ob sie die Sorgen ihrer Männer durch die schönsten kastilianischen Wohllaute verscheuchen wollten". Die Männer schweigsam in stillen Ahnungen. Napoleon nimmt den Herzog beiseite und versichert ihm, mit schlechtem Gewissen: „Une très mauvaise affaire! Moi, à sa place, je n'aurais jamais accepté." Aber auch Max ist beklommen und gedrückt. Der Herzog erzählt: „Seit ich den liebenswürdigen und

geistvollen Prinzen zum letzten Mal — 1862 in Miramare — gesehen hatte, war er um vieles älter geworden, als die Zahl seiner Jahre erwarten ließ. Er machte nicht den Eindruck, als ob er dem gefährlichen und im ganzen doch abenteuerlichen Unternehmen mit vollstem Jugendfeuer entgegenginge; die schmerzlichen Reflexionen über das Verlassen der Heimat herrschten in seiner Seele ersichtlich vor und standen im grellen Widerspruch zu der freudigen Empfindung seiner Gemahlin. Was ihn zu treiben schien, war weniger die Erwartung des Gelingens, als vielmehr die starre Konsequenz des einmal ausgesprochenen Entschlusses. Er konnte es nicht mehr über sich gewinnen, vor den Schwierigkeiten, die sich auftürmten, zurückzuweichen. Mit Tränen in den Augen nahm er Abschied, er lud mich ein, ihn zu besuchen; dann sagte er: Wenn du nicht zu mir herüber kommst, so sehe ich dich nie wieder.“ Von der starren Konsequenz des einmal ausgesprochenen Entschlusses spricht der Herzog. Lieber mit offenen Augen ins Verderben als eingestehen, daß man sich übernommen hat! Ist's nicht eben der innere Zustand, in dem Johann Orth mit seinen Kapitänen hadert, weil sie ihm dasselbe sagen, was er sich wohl selbst schon längst hat sagen müssen, aber nicht zugeben will, aus Scham, einzugestehen, daß er sich, nun, wo's die heißersehnte Tat endlich gilt, zu klein für sie fühlt? So wurden die Kapitäne weggeschickt, „aber da“, heißt's in den Berichten, „schlug Johann Orths tatkräftige Stimmung in eine welt-

Digitized by Google

schmerzlich gedrückte um." Ist's nicht genau derselbe Zustand wie bei dem Oheim ein Menschenalter vorher? Beiden war die Kraft versagt, auszuführen, wessen sie sich in der Aufwallung beherzter Stunden vermessen hatten, und sie waren doch auch wieder zu schwach, zärtlich gehegten Träumen resolut zu entsagen. So blieb ihnen nichts übrig, sie ließen in einem düsteren und fanatischen Leichtsinn ungehörter Verzweiflung ihr Schicksal treiben.

Vielleicht aber war es nicht nur der romantische Tropfen in seinem Blut, der dem liebenswürdigen Prinzen tragisch wurde. Es mag vielleicht überhaupt für einen Fürsten, der auch nur leise von unserer Zeit angeweht worden ist, nicht ganz leicht sein, sich in ihr zurecht zu finden. Ehren erdrücken ihn von allen Seiten, aber er hat wenig Gelegenheit, sich ihrer würdig zu zeigen. In Thomas Manns letztem Roman wird diese neue Prinzentragik im richtigen Ton geschildert, nämlich mit allem Erbarmen, das ihr gebührt, und doch nicht ohne eine leise Schadenfreude, weil sie ja schließlich von einer einigermaßen starken Natur immerhin ertragen werden kann. Da wird der königlichen Hoheit, dem Klaus Heinrich, auch eines Tages „so neuartig zumute", er seufzt und gesteht seinem Erzieher: „Sie glauben nicht, wie ungern ich neulich zur Einweihung der Stadthalle gefahren bin. Und morgen muß ich die Rekrutenbeeidigung bei den Leibgrenadieren vornehmen. Und dann kommt das Hausordens-

Digitized by Google

kapitel. Das ist mir sehr zuwider. Ich habe gar keine Lust zu repräsentieren. Ich habe gar keine Lust zu meinem sogenannten hohen Beruf." Damit fängt's meistens an: die Sache wird den hohen Herren leicht langweilig. Bald aber meldet sich wohl auch ein tieferes Gefühl: sie schämen sich des unverdienten Ruhmes. Wie schon der Kaiser im Faust sagt:

Selbst ist der Mann! Wer Thron und Kron begehrt,
Persönlich sei er solcher Ehren wert.

Das reizt sie: was ihnen an Glanz und Glück in die Wiege gelegt worden ist, das möchten sie sich nun aus eigener Kraft auch erwerben, um es so für das eigene Gefühl erst voll zu besitzen. Aber wie? Wodurch? Wo ist für sie Raum und Gelegenheit zu Taten, sich so glorreich vor allen Menschen auszuzeichnen, daß dadurch die Huldigungen, mit denen die höfische Sitte sie von klein auf umgibt, halbwegs abgezahlt wären? Es ist schwer für sie, man kann's nicht leugnen. Freilich, der liebe Prinz in meinem neuen Roman hat eine Lösung gefunden: er bereitet sich vor, den Tristan zu singen.

Doch vielleicht ist dies alles ins Blaue gefabelt, denn wer weiß? Das Gerücht will ja nicht verstummen, daß Johann Orth noch lebt. Immer wieder will ihn einer an fernen Küsten gesehen, in einem lachenden, sonngebräunten, schwarzbärtigen Mann an der Spitze von verwegenen Aufständischen erkannt haben. Das wäre wunderschön.

Digitized by Google

Denn dann wär er einer von den Starken, die sich das Höchste vom Schicksal ertrotzen: von allem frei zu werden, wobei sie nur mit halber Seele sind, und aus ihrem eigenen Sinn zu leben.

Juli 1910.

Digitized by Google

Girardi

1

Zum vierzigjährigen Künstlerjubiläum

Wien ist daran, eine neue Stadt zu werden: das alte Wien verlischt, ein neues erwächst. Da steht nun der Wiener da, mit dem einen Fuß noch in jenem, mit dem andern ausschreitend. Und in diesem sehr merkwürdigen Moment der Stadt wissen die meisten nicht, wohin sie gehören und ob sie zögern oder eilen sollen. Sie möchten gern die alten Wiener bleiben, bringen es aber höchstens dazu, die alten Wiener zu spielen. Einen nur haben sie, der wirklich noch ein alter Wiener ist: nämlich diesen Schlosser aus Graz. In ihm allein ist die alte Wiener Art, zu der sich die anderen forcieren müssen, noch in aller Unschuld da, und wenn er spielt, wird das Verhältnis der Bühne zum Parterre vertauscht: denn wenn Girardi spielt, ist bei ihm auf der Bühne die Wirklichkeit und im Publikum ist der Schein.

Er hätte Petrucchio, Kent, Polonius, Harpagon, Tartüffe, Selbitz, Vansen, Mephisto, Kottwitz, der Erbförster und der Fuhrmann Henschel werden können; auch Novelli ist von der Posse her gekommen. Burckhard hat ihn ins Burgtheater nehmen wollen, und als er dann im Volkstheater den eingebildeten Kranken, den Landstreicher Richepins und den alten Pfarrer in meinem „Athleten" gab, be-

stätigte es sich, daß er es gar nicht nötig hat, ein Couplet zu singen. Die Wiener fanden das sehr schön von ihm, erklärten aber: „Wann i scho den Girardi siech, will i a Couplet hör'n!“ Und dabei blieb es. Denn sich gegen Widerstand durchzutrotzen, hatte auch dieser letzte Wiener nicht die Kraft.

Und dann haben sie ihn fortgeschickt. Für ihn war das ja sehr gut; denn erst von Berlin aus ist er berühmt geworden. Merkwürdig ist aber eigentlich doch, daß man jetzt nach Berlin fahren muß, um den einzigen Wiener von der alten Art zu sehen, der noch übrig ist.

30. Mai 1909.

2

Zum sechzigsten Geburtstag

Girardi gehört wie Baumeister zu den Schauspielern, die ganz Natur sind. Diese wirken durch ihre Macht, da zu sein. In allen Rollen stellen sie doch immer nur sich selbst dar. Ihre Kunst besteht darin, daß sie sich anläßlich irgend einer vorgetäuschten Handlung unter den Augen der Zuschauer erleben; immer wieder nur sich selbst. Die Grenzen ihres eigenen Wesens auch nur zum Schein zu verlassen, ist ihnen unmöglich, und niemals versuchen sie, in eine andere Haut zu fahren, wie das die Lebenslust der eigentlichen Komödianten ist. Die Gabe der Komödianten, sich selbst verleugnen und sich in andere verwandeln

Digitized by Google

zu können, fehlt ihnen ganz. So sehr, daß es vielmehr gerade das Unvermögen, sich jemals etwas vom eigenen Wesen abhandeln, etwas Fremdes aufdrängen zu lassen, eigentlich zu sein scheint, was sie produktiv macht oder was in ihnen produktiv wird. In unserem Leben nämlich, das, wenigstens wie die Menschen es jetzt vorläufig geordnet haben, nirgends einen ganzen Mann zuläßt und überall verlangt, daß sich jeder verleugne und verwandle, bis er in das von ihm fingierte Maß paßt, finden sie keinen Platz. Das ist es, was sie aus dem Leben fort und auf die Bühne treibt, wo allein man sich ebenfalls ein vollkommenes menschliches Exemplar noch gefallen läßt. Während es um die anderen, um die Komödianten, um die Spieler auf der Bühne eigentlich schade ist, denn die haben alles, um lebensfähig zu sein, sie könnten Staatswürdenträger werden. Daß nun aber im Theater zwei so grundverschiedene Wesen, der Schauspieler aus unüberwindlicher Wahrhaftigkeit und der Schauspieler der überzeugenden Verstellung, getrost beisammen sind, gehört zur großen Unheimlichkeit, die hauptsächlich den eigentlichen Reiz aller theatralischen Veranstaltungen auszumachen scheint. Diese beiden Arten von Schauspielern nun gegeneinander aufzustellen und an einander abzuschätzen, hätte wenig Sinn. Sie haben ja nichts miteinander gemein, woran man sie messen könnte. Die der tausendfältigen, sich ewig erneuernden, grenzenlosen Spieler, in denen das ganze Personal der Menschheit zu stecken scheint, lockt uns durch ihre schillernde, niemals zu

Digitized by Google

fassende, unsere Schranken sprengende Kunst, und es ist ja für uns ein großer Trost, Menschen zuzusehen, denen gegeben ist, sich selbst entwischen zu können. Aber die zweite, die der Bekenner zu sich selbst, macht uns wieder stolz auf den Menschen, der, wenn er nur sich selbst hat, daran alles hat und von der ganzen Welt nichts mehr braucht. Jener ersten Art wird leicht, die Menge zu gewinnen, der es immer gefällt, sich zu vergessen und an irgend einen trügerischen Schein zu verlieren, während ihr der zweiten selbstgenügsamer, streng bei sich beharrender, abweisender Sinn eher ein Vorwurf ist. Baumeister hat an die dreißig Jahre warten müssen, ein Menschenalter lang, um in seiner Herrlichkeit erkannt zu werden, und der Verehrung Niemanns ist immer noch etwas wie Furcht beigemischt geblieben. Auch in den anderen Künsten hat es ja der Dürerzug am schwersten, er schmeichelt sich weder ein noch drängt er sich auf, er kündigt sich nicht einmal an, und so muß seine stolze Bescheidenheit warten, bis ihn die Menschen mit der Zeit, weil er doch nun einmal dasteht, mehr aus Gewohnheit ertragen lernen. Künstler mit dem Dürerzug brauchen immer lang, bis es ihnen verziehen wird. Es sei denn, daß einer in seiner festen abgeschlossenen Sonderart gleichsam ein Auszug der allgemeinen Volksart ist, worin sein Volk sich selbst erkennt und zu finden glaubt, was es selbst ist oder doch zu sein wünscht. Nur so hat es sich ereignen können, daß Girardi, dieser durch und durch deutsche, reine, ganz unkomödiantische Schauspieler, mit seiner aus dem

Digitized by Google

Kern aufsprießenden, nur den inneren Menschen ruhig ausatmenden Kunst dennoch gleich ein Liebling der Stadt Wien geworden und nun bald vierzig Jahre lang geblieben ist.

Girardi stellt immer nur sich selbst dar. Seine Wirkung beruht darauf und besteht darin, daß er der Girardi ist. Er versucht gar nicht, darüber zu täuschen. Das Publikum will auch nur dies von ihm, es will den Girardi sehen. Wenn es, was in diesen vierzig Jahren auch bisweilen vorgekommen ist, einmal findet, daß der Girardi in irgend einer Rolle nicht gut war, so meint es damit, daß er nicht der ganze Girardi war, so wie es ihn zu sehen gewohnt ist und ihn immer wieder sehen will. Er war vielleicht in dieser Rolle gerade besonders gut, schauspielerisch genommen, weil er vielleicht, um ihr beizukommen, irgend einen Teil seines Wesens, der für sie nicht paßt, zugehalten oder eine neue, bisher an ihm verborgene Seite seines Wesens hervorgekehrt hat, was doch das eigentliche Verfahren der Schauspielkunst ist. Aber vom Girardi verlangt der Wiener gar nicht Schauspielkunst, sondern den Girardi. Ja, der Wiener bringt selbst sozusagen seinen Girardi schon ins Theater mit, und es ist dann sein Hauptvergnügen, den wirklichen Girardi auf der Bühne nun daran zu messen, ob denn der diese mitgebrachten Erwartungen auch alle genau Punkt für Punkt erfüllt. Weshalb auch die Tätigkeit der Autoren, die die Stücke für ihn liefern, sich darauf beschränkt, ihm Gelegenheiten zum Girardi zu bieten, nicht Gelegenheiten zur

Ausübung irgend einer Kunst oder irgend welcher Fertigkeiten, wie sie die Lieferanten für die Sarah Bernhardt oder für die Réjane suchen, sondern Gelegenheiten zur Darstellung seiner Person. Die Stücke, in denen der Wiener den Girardi am liebsten sieht, sind die, worin der Girardi bei Laune ist, und der Erfolg seiner Autoren hängt davon ab, ob es ihnen gelingt, den Girardi in Laune zu bringen: denn dann öffnet er sich wie ein Mensch bei einem guten Tropfen, und dann kommt langsam, nach und nach, der ganze Girardi heraus. Seine Stücke wollen für den Zuschauer gar nichts sein, sondern nur dieser gute Tropfen für ihn, der ihn dazu stimmen soll, daß er Lust kriegt, der Girardi zu sein. Den will der Wiener. Wenn er ihn, ohne erst ins Theater zu gehen, unmittelbar haben könnte, bei sich daheim oder im Wirtshaus, wär's ihm wahrscheinlich noch viel lieber. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Girardi sucht der Wiener im Theater. Und in diesem merkwürdigen Verhältnis zwischen dem Wiener und dem Girardi ist sogar eigentlich der Wiener der Schauspieler, nicht der Girardi. Denn dieser kommt nur einfach herein und stellt sich ruhig hin und bietet sich in aller Unschuld dar, wie der liebe Gott ihn erschaffen hat, der Wiener aber hört ihm seinen Ton, sieht ihm alle seine Gebärden ab und macht sie nach, und wenn dann ein junger Mensch in Wien einem Mädel gefallen will, stellt er sich an, wie er es sich vom Girardi gemerkt hat, die Silben vom Gaumen durch die Nase

Digitized by Google

ziehend, neugierig den Kopf vorsträubend und mit den Beinen stochernd, ganz wie der Girardi. Die Wiener spielen viel mehr den Girardi als er sie. Er spielt sich. Aber darin muß nun also wohl irgend etwas enthalten sein, was den Wiener sehr stark berührt, woran er sich auf sein eigenes Wesen besinnt und wovon er doch selbst offenbar nicht genug hat, so daß er eine Art Nachhilfe dabei braucht.

Wenn Girardi auf die Bühne tritt, kommt ein kreuzfideler Mensch herein und macht Dummheiten. Es ist zunächst der alte Thaddädl. Alles an ihm ist dumm, man muß ihn auslachen, und ihm ist das recht, er treibt es immer ärger, je mehr man über ihn lacht; das scheint auch für ihn ein großer Spaß zu sein; er macht augenscheinlich nur den Dummen, er ist es sicher gar nicht. Das merkt man gleich, und es dauert nicht lang, so glaubt man auch schon zu wissen, warum er den Dummen macht. In seiner Stimme hat er dann nämlich auf einmal einen Klang von heimlicher Wehmut, und da erinnern wir uns, daß die Stimmen guter Menschen so klingen, die sich schämen, gut zu sein, und Furcht haben, es sich merken zu lassen, weil man sonst doch den Menschen ganz wehrlos preisgegeben ist. Der Zuschauer weiß also bald: dieser Thaddädl ist ja gar keiner, er tut nur so; er ist ein rührend guter Mensch, der sich nur davon nichts merken lassen will und es in Späßen versteckt, weil es doch nun einmal guten Menschen, wenn sie sich darauf ertappen

Digitized by Google

lassen, in unserer bösen Welt zu schlecht ergeht. Der Augenblick, wo Girardi dies dem Zuschauer zu verstehen gibt, indem er auf einmal ganz leise den Thaddädl ein wenig hebt und uns darunter hören läßt, wie sein Herz schlägt, und dann wieder der Augenblick, wo er, ein bißchen beschämt, sich nun allmählich wieder verdeckt und aus dem Menschlichen zum Kasperl zurückkehrt, das sind immer die größten Wirkungen in allen seinen Rollen. Da spürt man, daß der Zuschauer durch ihn wirklich etwas erlebt. Irgendwie muß dies dem Wiener viel bedeuten. Man denkt dann daran, daß ja schon in der gepriesenen alten Zeit der Wiener immer durch seine Lustigkeit berühmt gewesen ist. Es blieb ihm damals auch kaum etwas anderes übrig, die meisten anderen Eigenschaften waren ja verboten oder machten wenigstens verdächtig. Der gute Kaiser Franz hat es nicht gern gehabt, wenn sich seine Untertanen ihr Leben durch Ernst beschwerten. Ferner ist Lustigkeit im alten Wien auch noch das beste Versteck vor Naderern gewesen. Es war ja halb eine höfische Stadt und lernte das ängstlich glatte Lächeln der Höflinge. Wachsend zog es dann immer mehr Leute vom Lande herein, und ländliche Menschen, gar Weinbauern, sind argwöhnisch und meinen, es sei besser, seine Gedanken, wenn man welche hat, bei sich zu behalten, was ihnen auch wieder in der hergebrachten allgemeinen Lustigkeit noch am leichtesten gelang. So wurde damals der Spaß der Grundton, ja die eigentliche Lebensform

Digitized by Google

des Wieners, der aber dabei, so sehr es ihm schmeichelte, dafür berühmt zu sein, heimlich doch wieder gekränkt war, nichts als die lustige Figur Europas zu sein. Im Grunde war er ja doch ein Deutscher geblieben, und dazu einer von der bayrischen Art, der eine fanatische Wahrhaftigkeit im dicken Blut sitzt. Fand er es also, aus Angst, sich durch Ernst verdächtig zu machen, aus höfischer Gewohnheit, aus bäurischem Mißtrauen, zwar am bequemsten, in der allgemeinen Lustigkeit mitzutun, so war er sich doch dabei bewußt, innerlich mehr zu sein, und deshalb immer beleidigt, wenn man ihn nahm, wie er sich gab. Jeder dieser alten Wiener verachtete die allgemeine Wiener Lustigkeit, nahm zwar an ihr teil, wollte aber selbst von ihr ausgenommen sein, nämlich als einer, dem sie nur eine Form sei, in der er seinen echten Menschen verbirgt, weil ja nun einmal, wie man bei seinen Dichtern Grillparzer und Stifter nachlesen mag, das Echte des Menschen nur im Verborgenen erblühen kann. Vielen ist es ja im alten Wien, wo der Mensch verboten war, nur hinter dieser Lustigkeit möglich gewesen, doch irgendwie geistig vorhanden zu sein, und es hat sich dann allmählich eine Art Gesellschaftsspiel unter den Wienern herausgebildet, einander dennoch zu verstehen und in der allgemeinen Lustigkeit seinen eigenen Ernst erraten, aber doch niemals auf frischer Tat erwischen zu lassen. Bis tief in unsere Zeit herein, wo nun freilich Wien aufgehört hat, eine höfische Stadt, eine halb bäurische Stadt, die Stadt der trügerischen Lustigkeit, des Argwohns und der

Digitized by Google

ewigen Ängstlichkeit zu sein, wo Wien nun schon überall spürt, daß es eine Stadt der Gegenwart wird, wo Wien eine neue Form seiner neuen Art finden muß. Da tritt ihm in Girardi seine Vergangenheit noch einmal entgegen, zum Abschied, mit dem Glanz der untergehenden Sonne.

Vor etwa zwölf Jahren hat sich Girardi ein paar Mal an Rollen versucht, die nicht bloß seine Person enthielten. Das wollten die Wiener nicht, und er gab es wieder auf. Wir haben dadurch einen großen tragischen Künstler verloren. Ich zweifle nicht, daß er zum Fuhrmann Henschel, zum Erbförster, zum Meister Anton, ja vielleicht zum Kottwitz, zum Kent und zum Attinghausen hätte kommen können. Es ist aber möglich, daß sein Instinkt, der ihn entsagen ließ, doch recht hatte. Die Deutschen hätten dann einen großen tragischen Künstler mehr gehabt. Er zog vor, ein Denkmal der verlöschenden alten Wiener Art in der erwachenden neuen Stadt zu sein.

2. Dezember 1910.

Digitized by Google

Werke

von

Hermann Bahr

Digitized by Google

neben ihr darf eine Nacht lang ihr Genosse sein, und da der Gymnasiast in der Wirklichkeit steht, kann er es nicht begreifen, daß die Künstlerin die große Stunde so rasch vergessen konnte. Am Ende, da der Jüngling von den Bedienten der Rahl nicht mehr vorgelassen wird, dringt er in seinem knabenhaften Mut bis zu dem Grafen, dem Gatten der Tragödin, vor, um ihm alles zu „enthüllen". Das ist eine von delikatestem Witz eingegebene Szene. Dieser bebende kleine Junge, der mit der Romantik seiner sechzehn Jahre vor einem vom Leben durchgegerbten, aus Notwendigkeit milde gewordenen Gatten steht, nun von dem vermeintlichen „Unterdrücker" die Geliebte fordert, und als Antwort nur ein sehr gütiges, nachsichtiges Lächeln empfängt! Ich wüßte nicht, welcher Deutsche außer Hermann Bahr eine ähnliche Szene schreiben könnte. Diese aus seelischem Wissen entspringende Lustspielstimmung gehört nur ihm. Wo ist denn ein anderer Deutscher, dessen Humor aus psychologischem Untergrund kommt? Der Roman ist mit einigen sehr scharfen Silhouetten aus der Mittelschulwelt geschmückt, und besonders in Wien wird das angedeutete Porträt des „kleinen Beer", des jüdischen Revolutionärs im Obergymnasium, von Hunderten Jünglingen als das eigene Bild angesehen werden.

(Wiener Arbeiterzeitung)

Drut

Roman. Vierte Auflage. Geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

. . . So bekommen wir auch in diesem Roman, der, künstlerisch gemessen, eines seiner bedeutendsten und vollkommensten Werke, ein österreichischer Roman im besten Sinne des Wortes, ein wundervoll lebendiges Bild unserer Zeit, doch auch manchen prächtigen Essay, manche treffende Abhandlung über soziale und ethische Fragen zwischendurch zu lesen. — Bahr will eben nicht bloß unterhalten, sondern auch überzeugen. Er ist Bildner und Lehrer, Prophet und Dichter zu gleicher Zeit. Sein Roman ist in diesem Sinne auch ein politisches Buch. Und es ruft nicht bloß — wie sonst meistens Romane — Frauen und Jünglinge, sondern auch, und vielleicht vor allem, Männer zu seinen Lesern herbei.

(Neue Freie Presse, Wien)

Digitized by Google

O Mensch!

Roman. Achte Auflage. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Dieser neue Roman, der in der wunderbar klaren Art, wie sie nur Bahr besitzt, an die vielfältigsten Probleme unserer Zeit leicht wie im Spiel und doch mit strenger, innerlich gefestigter Sicherheit rührt, erweitert den Prospekt, dessen erste Linien „Die Rahl" und „Drut" abgrenzten, um ein Beträchtliches . . . Bahr wollte von je auf seine Zeit, sein mit Ärger geliebtes Land Österreich wirken, wollte zeigen, wie man neue Kunstwerke lieben sollte, statt sie zu beschimpfen, Neuem aufhelfen, statt es zu befeinden, wie sich die Nationen klären sollten, statt sich zu hindern: seine ganze, vielfältig zerspaltete, tausendfach verschwendete Sehnsucht, seine einstmalige anscheinende Unbeständigkeit wird klar aus dieser Gestalt. Schon darum wird uns dieser Roman ein dauernd wertvoller Besitz sein: als Denkmal seiner Sehnsucht. (Berliner Tageblatt)

Dalmatinische Reise

Mit 20 Abbildungen. 3. Aufl. Geh. 3 Mark, geb. M 3.75

. . . Lehrhaftigkeit oder auch nur Geläufigkeiten braucht man da nicht zu fürchten; mit einer Bibliothek im Ranzen pflegt Hermann Bahr nicht auf die Reise zu gehen. Dafür nimmt er — bildlich gesprochen — lieber ein paar Augen mehr mit und tut auf seine Palette, ehe er an zu schildern fängt, die leuchtendsten Farben. Doch der so ganz und vollkommen der Stunde hingegebene Gelegenheitspoet verträgt sich ganz kameradschaftlich mit dem — Politiker und Nationalökonomen Bahr, dessen „zornige Liebe" mit Kritik der österreichischen Verwaltung nicht spart und den unterschiedlichen Gewalthabern seine unverblümten Wahrheiten sagt. Doch das Subjektive, keck Persönliche triumphiert immer wieder, und wenn der Impressionist Bahr seine eigensten Erlebnisse und Abenteuer erzählt, gefällt er uns am besten. (Westermanns Monatshefte)

Digitized by Google

Digitized by Google